



S 11285



9884

Die Erbschaft des Blutes.

Dritter Band.

comp.



Die
Erbchaft des Blutes.

Roman in drei Büchern

von

Rudolf von Gottschall.

Dritter Band.

Breslau,
Verlag von Eduard Trewendt.
1882.

Bz 24 389
7558451

SL 1162d

511285



2002-02-13

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.



Drittes Buch.

Erstes Kapitel.

Am häuslichen Herd.

Der Waldbach schäumte, im Sonnenstrahl glitzernd, über das Geröll; oben auf den kahlen Ruppen zur Rechten des Thales brütete die Mittagssonne; zur Linken aber lagen in tiefem Schatten die zum Bergrücken herankletternden Wälder; ein heißer, würziger Duft wehte über den Bach herüber und einzelne Trauermäntel flogen, aus den Tiefen des Waldes kommend, über den Heerweg.

Sommerfrieden, überall ein Summen und Surren des wachen Lebens in der brütenden Sonne. Mückenschwärme unter den Pappeln; neugierige Gidehjen guckten aus den Wegelöchern und schlüpfen zwischen den Steinhäufen der Chaussee hindurch

und zwischen den Felsgesteinen im Wellenspiel schoß die Forelle dahin, die purpurgefleckte Räuberin der Waldbäche. An einer schattigen Stelle des Wegs, dort wo ein hoher Waldrücken die Sonnengluth einsog und von dem geschützten Thal absperrte, ließ der Doktor halten und stieg mit Hedwig aus dem Wagen.

„Mögen die Pferde sich, langsam fahrend, im Schatten erholen; hier ist's kühl und angenehm zu lustwandeln . . gieb mir Deinen Arm.“ Hedwig legte nicht nur ihren Arm in den des Vaters . . es war in der Stille der Natur ein Gefühl des Glückes über sie gekommen, und sie schloß ihn voll inniger Liebe ans Herz.

Die Augen wurden ihm feucht unter den Brillengläsern . . wäre ihm dies Mädchen verloren gegangen in den Stürmen von Paris, wie einsam würde sein Leben geworden sein! Der Beruf des Arztes ist wenig freudvoll; der Dank, den man ihm zollt, gilt nur seiner Kunst und im Herzen preisen diejenigen, welche ihm danken, doch die Natur als Ketterin: aber den unheilbaren Jammer und den unerbittlichen Tod setzt man auf Rechnung seiner versagenden Kunst. Liebe brachte dem alten Mann in der ganzen Welt nur dies Mädchen ent-

gegen . . und das erfüllte sein Herz mit Rührung und Wehmuth.

Mit Wohlgefallen ruhte sein Auge dann auf der Begleiterin; ihre schlanke Gestalt war stattlicher geworden, ernster und bedeutender der Ausdruck ihrer Züge. Aus der stillen Ruhe ihres Wesens war sie aufgerüttelt worden durch mächtige Ereignisse; sie hatte in entscheidenden Augenblicken einen starken Willen bewährt, und das gab ihr einen festen Halt und auch eine höhere Weihe. War sie früher ein liebliches Kind gewesen, träumerisch still, so daß man leicht an ihr irre werden und auf Langsamkeit und Trägheit des Empfindens schließen konnte, so war sie jetzt eine Jungfrau geworden von festem Sinn und lebhaftem Gefühl. Welches Mädchen in diesen Landen hatte Gleiches oder nur Aehnliches erlebt? Sie fühlte dies mit einem Stolz, der ihr ganzes Wesen hob, ohne daß sie übermüthig oder herausfordernd geworden wäre.

„Der alte Graf,“ sagte der Doktor, „hat sich schon in den wenigen Wochen seit seiner Ankunft in Thüringen recht erholt, ich hoffe ihn auch heute wieder wohler zu finden. Nichts ist so heilkräftig wie die Luft in unseren Bergen.“

„Ich freue mich,“ versetzte Hedwig, „daß er mir erlaubt hat, Dich immer zu begleiten.“

„Du hast sein Herz erobert durch die Kühnheit, mit welcher Du um Ottomars willen Dich in höchste Gefahr gestürzt: mit welcher Wärme empfing er Dich bei Deiner Rückkehr nach den Champs Elysées, mit welcher Theilnahme lauschte er auf Deine Erzählung!“

„Und doch hat der alte Herr etwas unheimliches für mich . . und noch unheimlicher ist mir seine Freundin, seine Braut.“

„Leider,“ sagte der Doktor, „beherrscht sie ihn ganz; es ist kein Zweifel, daß er sie heirathen wird, sobald die Trauerfrist vorüber.“

„Ihr Gatte, heißt es, wurde auf dem Pont-neuf erschossen: ich zweifle nicht mehr daran, daß ich die Zeugin des schrecklichen Vorgangs war, der meine Nerven mehr erschüttert hat, als das brennende Paris. Und mit welchem Gleichmuth ertrug sie die Kunde!“

„Es paßte in ihren Plan; jetzt war sie frei und der Graf konnte ihr seine Hand, seinen Namen und Rang, ja seine Schätze bieten; denn ich habe in aller Stille die Harpyenfrallen an ihr bemerkt; sie wird die ganze Familie berauben.“

„Ich hasse sie,“ sagte Hedwig.

„Das Gefühl theilst Du mit Allen auf dem Schloß, mit Clotilde, mit Miß Betty, gewiß auch mit Ottomar, der noch immer zögert, aus der Residenz nach Waldenbach zurückzukehren.“

„So wird er heimatlos durch sie,“ versetzte Hedwig tief aufseufzend.

„Unser Freund, der Justizrath, hat schon mehrmals versucht, den Grafen abzulenkten von seinen sinnlosen Absichten; doch dieser hält daran fest mit solcher Hartnäckigkeit, wie ein Irrsinniger an seiner fixen Idee.“

„Ottomar ist edel,“ sagte Hedwig; „er kümmert sich nicht um Besitz und Gold; doch es wird ihn schmerzen, den Vater in den Händen einer Frau zu wissen, gegen die er ein tiefes Mißtrauen hegen muß. Ich billige nicht, daß er vom Vater sich fernhält; es ist seine Pflicht, in der Nähe über ihm zu wachen.“

Sie sagte dies mit jener Bestimmtheit, die den Vater jetzt schon oft bei ihr überrascht hatte.

Wieder machte der Weg eine Biegung, welche der Gluth der Sonne breiten Zutritt gestattete. Der Doktor winkte den Wagen herbei und bald rollte das Gefährt den Höhen entgegen, zu welchen

der Thalmweg allmählig anstieg. Bald sah das Auge durch einen Rahmen, der von hochragenden Fichten gebildet wurde, auf das prächtig gelegene Schloß, das sich mit seinen Zinnen vom Hintergrunde höherer Waldberge abhob, während im Thal zu den Füßen der steilabfallenden Schloßhöhe ein Dörfchen anmuthig gebettet lag.

Noch hatte der Wagen nicht die Höhe erreicht, als ein schraubendes Biergespann an ihm vorbeüberbrauste.

Hedwig erkannte den Wagenlenker . . es war Ottomar.

Sie drückte die Hand aufs Herz.

„Ich wußte, daß er kommen würde,“ sagte sie, „es war Sohnespflicht.“

Der Doktor sah das erblaffende Mädchen an seiner Seite befremdet an und putzte sich dann nachdenklich die Brillengläser.

Um das Wiedersehen auf dem Schlosse nicht zu stören, ließ er den Wagen im nahegelegenen Gasthof halten und setzte sich auf die Terrasse, die eine schöne Rundschau beherrschte. Vor Allem erquickte sich das Auge unten am sammetweichen Wiesengrund, durch den das Flößchen in mäandrischen Krümmungen sich hinschlängelte, während

der parkähnliche Wald sich in seinen silbernen Fluthen spiegelte.

Hedwig saß schweigend neben dem Vater; sie sah auf die im Sonnenschein blinkenden langen Fensterreihen des Schlosses und ihr Herz klopfte.

Droben herrschte die größte Aufregung. Ottomar war gekommen, plötzlich, unangemeldet; man hatte kaum mehr auf seine Ankunft gerechnet. Lange schon war der Vater mißmuthig über sein Schweigen, im Stillen verdrossen über seinen Troß; Clotilde fand den Bruder einzig, der sich um eine so liebenswürdige Schwester auch nicht im Geringsten bekümmerte. Miß Betty hielt gelegentliche Vorlesungen über die Pflichten der Pietät mit verständlicher Hindeutung auf diejenigen, welche die Erfüllung derselben vernachlässigten. Nur Mariam war glücklich, daß der Störenfried nicht auf dem Schloß erschien; sie hatte Ottomar gegenüber ein böses Gewissen und fühlte sich überdies durch ihn in ihrer Allmacht bedroht.

Seine Ankunft fuhr wie ein Blitz in die schwüle Atmosphäre; er entschuldigte sich bei dem Vater mit wichtigen diplomatischen Geschäften. Konnte er doch schon in Paris, nachdem es ihm gelungen war, durch die blutbefleckte, trümmerreiche Stadt

die Champs Elysées zu erreichen, nur ganz kurze Zeit im Palais des Grafen verweilen. Sein Urlaub war längst abgelaufen; er mußte eilen, sich bei seinem Chef wegen der unfreiwilligen Verzögerung seiner Rückkehr zu entschuldigen. Nur flüchtig, aber mit großer Innigkeit hatte er Hedwig wieder begrüßt, die kurz vor ihm zurückgekommen war; er hatte später erst erfahren, daß auch sie durch ihr unbegreifliches Fortbleiben tiefe Bekümmerniß im Palais erregt hatte und so freute er sich der Wiedergefundenen, als hätte er die angstvollen Tage fieberhafter, oft hoffnungsloser Spannung mit durchlebt. So lange Ottomar im Pariser Palais anwesend war, hatte sie mit mädchenhafter Scheu gezögert, den Grund ihrer Abenteuer anzugeben; sie erzählte nur, sie sei in Raoul Rigaults Gewalt gerathen, der sie schon früher verfolgt habe. Erst später bekannte sie dem Vater, was sie bewogen, das Haus allein zu verlassen und sich an den Herd des Pariser Aufruhrs zu wagen. Vom Doktor erfuhr es der alte Graf . . und so konnte es auch für Ottomar kein Geheimniß mehr bleiben. Sein Eifer, die große Schuld des Dankes persönlich abzutragen, war es vor Allem, was ihn jetzt in die Heimat trieb; er war in der That sehr beschäftigt gewesen;

denn die diplomatische Nachlese des großen Kriegs gab viel zu thun.

Mariam hatte wohl die Kunde seiner Ankunft gehört; doch sie blieb längere Zeit unsichtbar in ihren Gemächern, den schönsten des Schlosses, die sie mit wahrhaft fürstlicher Pracht sich eingerichtet hatte. Die ganze Ausstattung war in Paris angeschafft worden; der Graf hatte keine Kosten gescheut, sie so glänzend wie möglich zu machen. Allmählig kamen die Meubles, die Toilettengegenstände, die Roben, Spitzen und Brillanten an und Mariam war so beschäftigt mit dem Ausframen, Aufstellen, mit dem Anprobiren all dieser Kostbarkeiten, daß sie die Pflege des alten Grafen fast ganz vergaß; doch dieser fühlte sich nur geschmeichelt durch den hohen Werth, den sie auf seine Geschenke legte; er ließ sich seinen Lehnstuhl in ihre Salons rücken, und war übergelücklich, wenn sie die Prachtstücke der Pariser Tischlerkunst von einer Wand an die andere setzen ließ, bis die geschmackvolle Symmetrie am besten gewahrt blieb, wenn sie eine Robe nach der andern anprobirte vor den hohen Trümeaus, einen Schmuck nach dem andern anlegte: Alles mit überschwänglichem Lob für die

Güte des Grafen und die Feinheit des unübertrefflichen Pariser Geschmacks.

Auch bedurfte der Graf hier weniger ihrer Pflege; da war Clotilde, die freilich kaum fünf Minuten auf dem Stuhl an seiner Seite ruhig sitzen blieb, dann hin und her rückte, von einem Fenster ans andere lief und so rasch wie möglich wieder zur Thür hinaushuschte; da war Miß Betty und noch einige ältere Pensionärinnen des Hauses, die für treue Dienste hier ihr Gnadenbrot aßen und sich freuten, den Dank dafür durch Hülfeleistungen abtragen zu können, die ja an den hohen Beruf der Diaconissinnen erinnerten.

Mariam gewann dadurch, daß sie dem Alltäglichen, was sich um den Grafen herum bewegte, mehr und mehr entfremdet wurde; ihr Auftreten machte um so mehr den Eindruck von Frische und Glanz, von Lebensfreudigkeit, wurde lebhafter ersehnt, wärmer begrüßt und sie konnte alle Sorge darauf verwenden, stets anmuthig, schön und begehrenswerth zu erscheinen.

Im Grunde hatte sie geglaubt, erst als des Grafen Gattin nach erreichtem Ziel nach Thüringen zurückzukehren; dann durfte sie ihren früheren Besuch in Deutschland sorgloser eingestehen. Hatte

sie erst den Hafen erreicht, so konnte sie mit heiterem selbstgewissem Sinn erzählen, wie sie früher etwas hin und her lavirt hatte. Es war indeß anders gekommen und so mußte sie mit dem Geständniß herantreten in einem günstigen Augenblick und mit einem gewissen Aufwand empfindsamer Einkleidung. Clotilde und der Justizrath hatten sie wiedererkannt; auch von Ottomar durfte sie nicht erwarten, daß er jetzt länger schweigen werde. So bekannte sie denn, was sie dem Grafen bisher verschwiegen, wie es sie gedrängt habe, seine Heimat kennen zu lernen; sie habe dieser Sehnsucht nicht widerstehen können. „Ein anfangs unerklärliches Gefühl," sagte sie, „trieb mich hierher; hier wurde es mir selbst erst klar. Es war das Gefühl grenzenloser Zuneigung, welche auch von der Vergangenheit des Geliebten sich ein lebendiges Bild schaffen. andächtig die Stätte betreten wollte, wo er so lange gelebt und gewirkt. Du solltest ja nicht mehr hierher zurückkehren, in Paris bleiben; erst als die Granaten der Preußen über Deinem Palais platzten, als die Champs Elysées in die Schußlinie der Versailler und Communards geriethen, als das brennende Paris zu einem Abgrund des Schreckens wurde: da hast Du Deinen Entschluß geändert. Früher hörtest Du

nicht einmal gern vom Schloß Waldbach sprechen . . . so schwieg ich, obgleich ich mit übergelbem Herzen, mit dem gesteigerten Gefühl nie wankender Anhänglichkeit aus diesen schönen Thälern zurückkehrte, wo ich keinen Gedanken hatte, keinen als Dich allein."

Und unter Küssen, unter einer über den Grafen hinrauschenden Spitzenfluth begrüßte sie in heißer Umarmung alle Bedenken, welche sich doch in ihm zu regen begannen.

Auch heute wollte sie so duftig reizend wie möglich erscheinen; ihre Rose, die sie aus Paris mitgebracht, mußte ein Sommerkleid nach dem andern hervorsuchen, bis sie zulezt sich dafür entschied, wie eine Fee in einer Wolke von Rosatüll zu erscheinen. So jugendlich wie möglich . . . war es nicht eine lebenswürdige Koketterie, wenn sie dem jungen Grafen zeigte, welch eine reizende Mutter ihm in Aussicht stand?

In der That hatte auch sie in der Thüringer Waldblust frischere Farben angenommen; die Aufregungen und Abenteuer des Pariser Lebens lagen ja hinter ihr; was ihr Glück bedrohen konnte, war aus dem Wege geräumt und die Mahnungen des

Gewissens waren nicht lebhaft genug, um ihre Nerven anzugreifen.

Während sich die Fee in ihre Wolke hüllte, hatte Ottomar mit dem Vater, der ihn herzlich empfing, eine längere Unterhaltung, die sich allmählig auf das politische Gebiet verlor. Der alte Graf war ein schlechter Patriot; er meinte, das wiederaufgestandene deutsche Reich sei wie ein Gespenst, das aus einer Erbgruft ans Licht gekommen; es bringe einen Moderdunst mit sich, der ihn sehr unangenehm berühre. Niemals habe das deutsche Reich dem deutschen Volke Segen gebracht; man hätte es ruhig sollen vernmodern lassen — mochte dem alten Hohenstaufen im Kyffhäuser der Bart auch noch so lang wachsen . . . das genire Niemanden auf der Oberwelt. Ein deutsches Reich . . . das bedeute Machtentfaltung nach außen, Kaiserzüge, Kreuzzüge, Haupt- und Staatsaktionen, die sich ohne glänzende Inszenirung nicht denken ließen. Da wären die Vaudevilles und Schwänke der Kleinstaateri doch wohlfeiler gewesen. Hinter dem deutschen Reich werde das riesige Deficit stehen, ein Ungeheuer, das sich mit dem Wohlstand des ganzen deutschen Volkes mäste.

Ottomar suchte vergeblich Anschauungen zu

widerlegen, die seinen Hoffnungen widersprachen und auch wie ein Hohn klangen auf seine schönsten Erinnerungen, auf die ruhmvollen Kämpfe, in denen er für das deutsche Reich gefochten hatte.

Er gab die Debatte auf und wollte sich in seine Zimmer zurückziehen, als ihn Clotilde festhielt und zu einem Plauderstündchen unten im Waldpark einlud. Er konnte ihrer schwesterlichen Liebe, die sich etwas lebhaft und heftig äußerte, nicht Widerstand leisten; auch hatte er das wilde Mädchen ja seit einem Jahr nicht gesehen.

Schon als sie die Treppe hinabstiegen, begann Clotilde ihre Erzählung mit einer Menge von Einschaltungen, die ihr so gelegentlich hervorsprudelten, in möglichst raschem Tempo vorzutragen.

„Wie es mir ergangen ist, wirst Du fragen? Nun aus den Feldpostbriefen hast Du ja gesehen, gut im Ganzen! Miß Betty war artig, ich konnte mit ihr zufrieden sein. Im Uebrigen freut' ich mich über Eure Siege; bei jeder Siegesbotschaft wehten die Fahnen von unsern Zinnen und nach der Schlacht bei Sedan haben wir illuminirt . . . dafür hab' ich gesorgt. Das ganze Schloß schwamm in einem Lichtmeer, Rothfeuer und Grünfeuer lösten

sich ab; von hier unten gesehen sah es prächtig aus, wie ein Zauberschloß; im großen Saal waren indeß die Gardinen angebrannt und es that mir wahrhaft leid, an einem solchen Tage irgend ein Feuer löschen zu müssen. Wir zogen mit Lampions die Treppe herunter, alle vom Schloß und aus dem Dorfe und hier unten gab's Musik, Tanz und Bierfässer und ich habe mit allen getanzt; denn an einem solchen Tage bin ich keine Comtesse, sondern nur ein deutsches Mädchen und alle sind mir ebenbürtig, die ein deutsches Herz im Busen tragen, deutsch sprechen und walzen können."

"Das ist brav gedacht! Wenn Du Dir nicht zu viel vergeben hast!"

"Miß Betty meinte allerdings, ich hätte zu viel mit den jungen Burschen herumgerast; doch sie thaten mir auch leid, es waren meistens Freigelooste oder Ersatzreserve, die an einem solchen Tage zu Hause bleiben mußten, und da wollt' ich sie trösten, indem ich ihnen zeigte, daß ich deshalb nicht gering von ihnen dachte. Sie hätten auch den Kaiser gefangen genommen, wenn er ihnen nur in den Wurf gekommen wäre. Du hast's freilich besser gehabt, wie ich stolz auf Dich bin, Brüderchen! Bei Sedan warst Du mit dabei, und das eiserne Kreuz muß

Du mir nächstens anlegen; das wird Dich recht stattlich kleiden. Wenn man einen Helden zum Bruder hat, kann man das Köpfchen schon höher tragen. Gut bekommen ist Dir der Krieg . . . Dein wilder Bart ist etwas gelichtet . . . Du siehst sehr braun und wohl aus. Und gefangen bist Du auch gewesen?"

„Du weißt es ja aus meinen Briefen, gefangen nicht von Feinden, sondern von den Pariser Auf-
rührern.“

„Und des Doktors Hedwig wollte Dich befreien und ist ebenfalls in die Rabusche gerathen? Ein braves Mädchen . . . ich habe sie seitdem ganz lieb gewonnen. Man sieht es ihr gar nicht an, daß sie solcher Heldenthaten fähig ist; doch stille Wasser sind tief. Das wäre etwas für mich gewesen; ich wäre durchgedrungen, ich hätte Dich wirklich befreit, Alles massakrirt, was mir im Wege stand. Die blonde schöne Mamsell mit ihrem Madonnen-
gesicht hat der Bande nicht imponirt. Schade indeß,“
fügte sie nachdenklich hinzu, „Schade, daß sie keine Comtesse ist, sondern ein bürgerliches Mädchen, die Tochter eines Mannes, der ein sehr häßliches Handwerk treibt, mit Lebenden und Todten herumhantiert und dem alle die Zunge herausstecken, freilich nur,

wenn er es verlangt. Schade . . . wer weiß was sonst geschähe; ich selbst würde vielleicht die Sache in die Hand nehmen; so aber thut sie mir leid mit ihrer unglücklichen Liebe und die muß entseßlich groß sein; sonst hätte sie sich nicht, um Dich zu retten, zu den Rothhäuten gewagt, denen das Skalpiren ein besonderes Vergnügen bereitet."

Ottomar schwieg. Eine Wolke lagerte auf seiner Stirn. Clotilde bemerkte dies.

"Gewiß, Dir thut's auch leid, daß die schöne Hedwig kein Fürstenkind ist: doch wir können's nicht ändern; es ist ja manches ärgerlich, was man ertragen muß, wie z. B. die neue Mutter, die Papa mit aus Paris gebracht hat. O, ich kenne diese Mama schon lange; ich habe einmal mit ihr ein Rendezvous im Walde gehabt; denn sie war schon im vorigen Jahr hier und hatte damals gewiß schon die böse Absicht, Mama zu werden. Du kannst mir's glauben, Ottomar . . ."

"Ich weiß es," versetzte der Bruder, "ich habe sie damals selbst gesprochen."

"Sie hat mir aber gar nicht gefallen und ich begreife den Geschmack vom Papa nicht; sie ist zwar nicht häßlich und versteht sich recht gut anzuziehen und von ihren Toilettengeheimnissen gedenk' ich

einiges zu profitiren; man kommt allmählig in das Alter, wo man's brauchen kann."

Ottomar blickte mit zweifelndem Lächeln auf die blühende Schwester mit den funkelnden Augen, alles Jugend, Leben und Feuer, und suchte mit den Achseln.

"Ich habe neulich eine Kunzel bemerkt, Du kannst mir's glauben, das kommt vom Aerger über die neue Mama. Wir haben zwar dem Papa nichts vorzuschreiben; und ich meine auch, wer ein Weib heimführt, der braucht sich bloß nach seinem eigenen Geschmacß zu richten und alle andern lassen fünf gerade sein. Wer aber seinen Kindern zugleich eine Mutter giebt, besonders wenn diese Kinder bereits über die Amme, über die Bonne und selbst über die Gouvernante hinaus sind, wie wir Beide, Ottomar: der muß auch daran denken, ob diese Mutter ihnen gefällt und gefallen kann. Wir mußten mit abstimmen; meine Stimme hat sie nicht."

"Und warum?" fragte Ottomar.

"Damals im Walde habe ich sie gleich richtig beurtheilt; sie hat eine sanftmüthige Unverschämtheit, eine unter Thränen lächelnde Bosheit . . . ich mag sie einmal nicht und zeig' es ihr bei jeder Gelegenheit. Und herrschsüchtig ist sie über die Maßen

. . . das merkt man schon bei aller ihrer Vorsicht; denn sie ist eine Leisetreterin und jezt im Hause nur noch geduldet. Unter der Firma Krankenpflegerin ist sie mir hergekommen, so eine Art Pariser Diaconissin. Aber in der Residenz finden sie's, da sie doch zugleich Braut ist und nur noch die Trauerzeit absiht, unpassend, daß sie hier im Schloß sich aufhält. Das würde mich wenig kümmern, wenn sie sonst eine Frau nach meinem Herzen wäre.

„In der Residenz sprechen sie auch über mich, und ich bin eine bête noire; doch hier in Waldenbach können wir machen, was wir wollen, Papa sowohl wie ich. Da mögen sie raisonniren, das stört uns nicht; wenn es nur mit dieser Frau Baronin Mariam von Satori geheuer wäre. Schon daß man nicht weiß, wo sie eigentlich zu Hause ist, ob in Polen, Ungarn oder Paris, und dann, daß sie einen Mann hatte, den man in Sibirien einferkert und in Paris todt-schießt: das sind lauter absonderliche Geschichten. Und dann eine so frische Wittwe, die im Handumdrehen schon wieder Braut ist, vielleicht sich schon verlobte, ehe der Gatte gänzlich todtgeschossen war.“

„Spricht sie denn von ihm?“ fragte Ottomar.

„Gewiß . . . mit Thränen der Rührung; sie hat ein Medaillon mit seinem Bilde; er sieht sehr interessant aus, wie ein ruinirter Spieler, wie ein übermüdeter Croupier. Sie kann seine Tapferkeit, seinen Heldenmuth nicht genug rühmen; er ist als ein Opfer seines Edelsinns gefallen; er wollte Paris erretten aus den Händen der Vandalen, nachdem er erkannte, was für blutdürstige Teufel diese Communards seien. Das Alles erzählt sie mit dem Schnupftuch in der Hand, mit umflorter Stimme; ich begreife nur nicht, warum sie's so eilig hat, selbst den Namen des geliebten Todten los zu werden. Und unter uns, Ottomar, Papa ist doch gar nicht mehr zum Heirathen, er sieht doch nicht aus wie ein Bräutigam. Wir lieben ihn als gute Kinder; aber ihn anders zu lieben, das ist ein aparter Geschmack, der sein Häfchen haben muß.“

„Wir wollen nicht zu Gericht sitzen über Unabänderliches.“

„Vielleicht läßt sich's noch ändern, wenn wir Courage haben; man muß mit Papa ein ernstes Wort sprechen, ich wehre mich gegen diese neue Mama mit Leibeskräften. Ehe sie hier war, hatte ich kein Aergerniß. Die ganze Kriegszeit hindurch

ging's hier recht friedlich zu. Better Paul hat einmal ein Attentat auf mich ausgeübt und mir im Walde aufgelauert . . . ein guter Junge, der Better! Vergleichen soll man eigentlich heirathen; es ist bequem, wie die Leute sagen, und dann würde ich ja steinreich. Miß Betty hat mir öfter zugeredet, ich möchte doch liebenswürdig sein gegen den Better und mich, wenn irgend möglich, in ihn verlieben; doch ist dies eben nicht möglich und daß es nicht möglich ist, freut mich und gerade deshalb, weil es Miß Betty wünscht und commandirt."

"Dich lockt also der Nibelungenhort nicht, bei dem Herr von Werben Wache hält?"

"Mir würd' es immer vorkommen, als wollt' ich ihn berauben. Und Herr von Werben ist mir viel zu lieb, als daß ich ihn räuberisch überfallen möchte."

"Es freut mich, daß Dich jene Schätze nicht blenden; indeß hat Herr von Werben kein Recht auf dieselben. Wenn Du Better Paul liebst, könntet Ihr mit gutem Gewissen Euch in diese Reichthümer theilen. Der Wille des Testators und das Gesetz geben Euch ein unbestreitbares Recht darauf."

"Ich lasse meinem Bruder den Vortritt mit

der Zauberlampe. Clarissa und Ottomar . . . das klingt so schön, so voll! Sesam, öffne Dich! Da habt Ihr's, da liegt's vor Euch, nehmt, greift zu! Ich gönne's Euch von Herzen, ich frage nicht nach Geld und Gut, weil ich zufrieden bin!"

Und trällernd hüpfte Clotilde über den Rasen.

"Und was hast Du denn mit Wetter Paul im Walde gemacht?"

"Ein wenig Puck gespielt, um ihm das Vergnügen an solchen Ueberraschungen zu verderben. Alle Blumen, die da blühen, Wiesen-, Wald-, Bach- und Sumpfb Blumen hat er mir pflücken müssen, eine Nymphäa aus dem Teich herausholen, Beeren sammeln, bis seine Hände selbst die Blaubeerfarbe annahmen, Pilze suchen, Fliegenpilze, stäubende Boviste. Er freute sich über meine Freude an der Natur und ich freute mich, wenn ich sah, wie er schweißtriefend hin- und hersprang und zuletzt so beladen war mit allen Schätzen des Waldes, daß er gar nicht mehr wußte, wie er sie fortschleppen sollte. Es giebt Schätze, sagte ich ihm dann, die bequemer zu erreichen sind, als die Kinder der Flora; man braucht bloß die Hand mit dem Ringfinger danach auszustrecken. Geschwindigkeit ist keine

Hexerei: fliegt der Ring an den Finger, dann hat man die Million!"

"Das war boshaft!"

"Das meinte er auch . . . eine tiefe Gluth überslog sein Gesicht; er legte alle Sträube, Pilze, die Beeren, die er auf riesigen Wegerichblättern wie auf Präsentirtellern ausbreitete, neben mich auf die Bank, zog den Hut mit kühler Höflichkeit und empfahl sich. Fast that es mir leid, daß ich ihn so geärgert: ja, wenn er mich liebte. Doch ich glaube, Mama schickt den Fokel aus, er soll den Hafer schneiden."

"Das ist nicht schön von Dir, Clotilde," sagte Ottomar mit ernster Mahnung. "Graf Paul hat einen guten Charakter und ist Dir an Bildung hundert Mal überlegen."

"Mag sein . . . doch ich lasse mich nicht aufziehen, wie eine Spielhose, um das Lied zu singen, das die Leute haben wollen. Das sagt auch Herr von Werben; er rühmt immer meine Selbstständigkeit, meine Charakterfestigkeit."

"Herr von Werben?"

"Ja, gewiß! Den habe ich recht oft gesprochen beim Oberhofmarschall von Grueben, bei Gußlars, er ist eben überall gern gesehen. Das ist ein präch-

tiger Herr, ein feiner Kopf . . . das lieb' ich! Seitdem er mich damals aus dem Wasser gezogen, bin ich ihm auch sehr zu Dank verpflichtet. Der brave Paul stand daneben und wagte nicht, mich anzurühren, als wär' ich eine nasse Nixe, die ihn mit in die Fluth herunterziehen wollte; ich hätte vor seinen Augen elendiglich ertrinken können. Wer mein Ritter sein will, der muß für mich nicht blos ins Wasser, sondern auch ins Feuer gehen."

"So hältst Du Herrn von Werben für Deinen Ritter?"

"Gewiß! Die Wasserprobe hat er schon bestanden und er würde auch die Feuerprobe bestehen."

"Sedenfalls ist er kein junger Fant mehr, sondern ein Mann in seinen besten Jahren."

"Du sagst das so ironisch, lieber Bruder! Mir gefällt das gerade: Männer haben Kopf und Herz auf dem rechten Fleck! Diese Sünglinge aber sind ja wie Wachs in unseren Händen und man kann die possierlichsten Figuren aus ihnen kneten."

Während Clotilde ihren Strohhut schwenkend hin- und herlief, kam ein Diener die Treppe hinunter und meldete die Ankunft des Doktors und seiner Tochter.

"Dein Schutengel . . . der kommt a tempo

. . . das lob' ich mir; er versteht sich auf sein Metier. Kaum ist der Schützling da, so hört man auch schon leise, ganz leise seines guten Engels Flügelschlag herbeirauschen . . . auf Fittichen der Ahnung schwebt er nah' und immer näher. Doch ich muß der guten Mamsell die Honneurs machen. Erhitz' Dich nicht, Ottomarchen! Steige die Treppen langsam herauf! Gut Ding will Weile haben; ich aber fliege voraus, denn ich bin leichtfüßig, wie die Elfenkönigin."

Und blitzschnell flog sie die Treppen hinauf.

Zweites Kapitel.

Wiedersehen.

Ottomar folgte der Schwester nicht gleich: er ging nachdenklich unten in den Gängen des Parkes auf und ab.

Seit der Zauber jener Sirene erblichen, ruhte ein liebliches Bild auf dem Grunde seiner Seele; und seit er Hedwigs kühnen Entschluß erfahren, ihn zu befreien, da war ihm das Bild nicht mehr traumhaft fern und fremd; es gewann Leben in ihm, in seinem Herzen. Das war nicht mehr das schüchterne Kind, die stille Blume des heimatlichen Thales: das war ein heldenhaftes Mädchen, das für ihn gehandelt und gelitten hatte, für ihn und weil es ihn liebte.

Konnte irgend ein Wort, eine Erklärung von ihren Lippen herедter sein?

Und Ottomar selbst mußte sich sagen, daß Hedwig den dauerndsten Eindruck auf ihn gemacht, einen Eindruck von wachsender Macht! Was war ihm jene wilde Joë, von der er nichts mehr wußte, nichts mehr wissen wollte? Was war ihm jene kühle Clarissa, die ihre Angel nach goldenen Schätzen auswarf? Echt jungfräuliche Anmuth, mit Seelengröße im Bunde: das fand er nur bei Hedwig, und ihre lieblichen Züge, ihr holdes Lächeln hatten's ihm angethan.

Das waren die reizenden Arabesken, mit denen er die diplomatischen Aktenstücke verzierte, wenn die zögernde Feder bei irgend einer schwierigen Wendung gänzlich ermüdete und die träumende Phantasie das erschöpfte Nachdenken ablöste; das war das Bild, das in den Salons der Reichshauptstadt vor seiner Seele schwebte und an dem er alle die Schönheiten maß, welche dort vor seinen Blicken vorüber glitten: die Töchter der vornehmsten Aristokratie und der Haute Finance; jene mit den feinen Formen des gefälligen Stolzes; diese mit dem schwereren Tritt eines ungezügelter Geldbewußtseins; die Diplomantentöchter aus allen Ländern, den ganzen internationalen Regenbogen der in allen Farben spielenden Schönheit. Er verglich und maß



im Stillen . . . und immer blieb Hedwigs Bild siegreich. Es gab pikante Gesichter und schöne Gestalten in diesem weiblichen Blumenflor; doch die Harmonie, welche Hedwigs Züge beseelte, die Klarheit, Frische und Lieblichkeit, welche ihr ganzes Wesen erfüllte, fand er nirgends wieder. In dem Blüthenstrauß jener in den Salons zur Schau getragenen Reize zeigten sich immer einige grellfarbige oder welkende Blumen: bei Hedwig war Alles maßvoll und frühlingssduftig. Und wozu auch die Vergleiche mit allen anderen Bildern, die das Leben bei ihm vorüberführte?

Nur bei diesem einen Bilde trug ja sein Herz die Farben auf.

Er fühlte, das Wiedersehen werde entscheidend sein für sein Leben; sein Herz schlug hörbar, als er die Treppe des Schloßberges hinauffstieg . . . hörbarer, als bei der Erstürmung einer feindlichen Batterie im Kriege.

Alle waren im großen Saal versammelt; der Doktor führte den Grafen auf und ab, um seine Kraft zu erproben.

Ottomar sah Hedwig . . . aber neben ihr stand Mariam, die er zuerst begrüßen mußte; sie lächelte ihn an mit größter Holseligkeit, ganz Sonnenschein

über ihrer Tüllwolke; er war höflich und freundlich aus Rücksicht auf den Vater, der mit scharfem Blick diese Begegnung verfolgte.

Dann wandte sich Ottomar zu Hedwig; doch nicht bloß die Augen Mariams, auch die festen Blicke Clotildens ruhten auf ihm und so sehr er das freudige Aufleuchten in seinen Zügen zu verbergen suchte, es entging keiner der beiden Beobachterinnen.

„Empfangen Sie mit diesem Händedruck,“ sagte er zu Hedwig, „den innigen Dank für Alles, was Sie gethan, um mich aus dem Kerker zu retten: ich erfuhr zu spät in Paris, wie Sie um meinetwillen sich in Gefahr gestürzt!“

„Ich glaubte, ich hoffte,“ sagte Hedwig tieferröthend und die Worte versagten ihr; „ich glaubte, es würde mir gelingen, das Herz der Machthaber zu rühren; ich wollte nicht, daß mein Vater sich in diese Gefahr stürzte, und wie glücklich wäre ich gewesen, hätte ich dem Thrigen einen Sohn wiedergeben können.“

„So muthig bei einer schönen That,“ rief Ottomar aus, „und so zaghaft sie einzugestehen!“

„Nun,“ sagte Mariam, „die Mamsell hat dabei

mancherlei Abenteuer bestanden, ein Glück, das uns anderen Sterblichen nicht passirt; sie kann jetzt Wunderdinge erzählen. Auch ich habe Alles aufgeboten, um Sie zu befreien; doch auch mir gelang es nicht trotz meiner Bekanntschaft mit einem einflußreichen Mitglied der Commune. Sie hatten sich von Ihrem Feuer zu sehr hinreißen lassen, Graf Ottomar! Wer war denn jener hohe Beamte der Rothen, auf den Sie ein Pistol abgefeuert hatten?"

So harmlos Mariam dies fragte, so merkte Graf Ottomar doch aus einer leisen Tönfärbung, aus den lauernden Blicken Mariams, daß sie Alles wußte.

"Ein Amerikaner, Namens Gordon," sagte er kurz und rasch.

"Und die Veranlassung war wohl politischer Natur?"

"Nein, eine Privatsache."

"Sa richtig! Ich besinne mich, meine Freundin Joß muß dabei mit im Spiel gewesen sein, sie sagte mir . . ."

"Achten Sie die Geheimnisse Ihrer Freundin!" versetzte Ottomar lebhaft einfallend, mit heftigem Tone.

„Gewiß . . . ich bin nicht indiscret,“ erwiderte Mariam, indem sie boshaft hinzusetzte: „diese jungen Deutschen sind einmal Welt- und Herzenseroberer. Für die eine Schönheit wagen sie selbst ihr Leben und die andere ist uneigennützig genug das ihrige einzusetzen, um Sie zu retten.“

Hedwig erblaßte und machte unwillkürlich eine abwehrende Bewegung, es war ihr, als müßte sie einen Gifthauch verscheuchen, der auf sie zuwehte.

Der alte Graf aber, der wieder im Lehnstuhl saß und dem kein Wort der Unterhaltung entging, die er mit einer fast ängstlichen Spannung verfolgt hatte, klopfte mit dem Stock auf.

„Was sind das für Scharmügel? Ich will Ruhe und Frieden um mich haben! Ottomar — Du könntest ein wenig galanter sein und die Heftigkeit Deines Tones mäßigen. Mariam, liebe Mariam . . . blättere lieber nicht in dem Album dieser jungen Leute; sie sehen es ungern, wenn dabei die weißen Blätter herausfallen.“

Mariam küßte dem alten Grafen die Stirn und setzte sich an seine Seite; auf der andern saß der Doktor.

„Fahren wir lieber fort in unserer Unterhaltung. Sie meinen, Doktor, die Commune sei ein

wichtiger Beitrag zur Pathologie des menschlichen Geschlechtes."

"Gewiß," versetzte der Hausarzt, indem er seine Brillengläser auf die Stirn schob, "ich zweifle nicht, daß die Krankheiten, die den Einzelnen befallen, gelegentlich auch die Massen ergreifen können. Die Geschichte der Menschheit ist im Grunde eine große Krankheitsgeschichte, die Geschichte geistiger Epidemien; auch die honette Begeisterung für Freiheit, Vaterland, Glauben beruht auf einer sehr gesteigerten Nervosität und auf der Verbreitung eines nervösen Fluidums, welche den kriegerischen Enthusiasmus, den Todesmuth, die Opferlust und andere hochgespannte geistige Zustände zur Folge hat. Der Uebergang solcher gesteigerten Nervenstimmung in irgend ein ausschweifendes Extrem liegt nahe genug und ist kein gewagter Sprung."

"Sie haben Recht," sagte der alte Graf; "es ist kein großer Unterschied zwischen dem Sprung des Löwen und dem des Tigers, und doch bewundert man die eine Bestie, während man die andere verabscheut. Das lagert im Menschen Alles dicht nebeneinander."

"Warum sprechen Sie nur von den wilden Thieren in uns?" sagte Mariam mit sanftem

Augenausschlag, „manche Seelen gleichen doch mehr einem Taubenschlag, als dem Horst von Löwen und Tigern.“

Der Graf drückte nach diesen Worten der Freundin verständnißtinnig die Hand.

„Wir sprachen aber jetzt,“ meinte der Doktor, „von dem dämonischen Geist der Geschichte; wir sprachen von der Commune. Alle Krankheiten, welche die Irrenärzte beobachten und über ihre Rubriken schreiben, finden sich hier als Volkskrankheiten wieder: der Größenwahn, denn die Herren der Commune glaubten auf gleichem Fuß mit den Mächten Europas zu verhandeln und jeder Einzelne, der irgend ein rothes Abzeichen trug, hielt sich für einen großen Mann, der das Vaterland errettete. Die Tobsucht . . . es herrschte eine infernalische Wildheit in diesen Kreisen; Alles zerfleischte sich gegenseitig und der Zerstörungstrieb, der sonst Tische, Stühle und Geschirr zerschlägt, wuchs hier ins Große und wollte eine ganze Stadt in die Luft sprengen.“

„Sie übertreiben, Doktor,“ warf Mariam ein.

„O nein, das ist hinlänglich bestätigt! Wie einst Eugenie am zweiten December in dem Elisee das telegraphische Klavier spielte, dessen Drähte zur

Polizeipräfektur, zu den Ministern und Commandanturen reichten und so den Staatsstreich mit ihren zarten Fingern gleichsam im Clavierauszug vom Blatt spielte: so hatten die Herren von der Commune ein anderes Klavier gebaut, dessen Drähte zu hundert unterirdischen Minen reichten und womit sie ganze Stadtviertel in die Luft sprengen wollten. Wackere Männer haben in dem Straßennetz unter der Erde diese Drähte zerrissen: sonst hätte die Zerstörungswuth triumphirt. Und dann ist ja bekannt, daß die meisten Brandstiftungen nur aus einem krankhaften Zwang hervorgehen; die Freude am Feuer ist manchen erregten Nerven ein Bedürfniß: nun, diese Petroleurs und Petroleusen haben sich da ein seltenes Fest bereitet; diese Manie, von welcher Tausende ergriffen wurden, hat die Weltstadt ihrer denkwürdigsten Monumente beraubt. Hab' ich nicht ein volles Recht zu sagen, daß die ganze Commune in das Gebiet der Seelenheilkunde gehört? Die Versailler waren freilich sehr brutale Irrenärzte und haben den kranken Nerv ausgebrannt."

Während dieses Gesprächs ging Ottomar im Salon unruhig auf und ab; seine Augen hingen dabei an Hedwig, die mit Clotilde in einer Fenster-

nische stand; sie schien tief betroffen von Mariams gehässigen Bemerkungen.

„Die Sonne wird bald untergehen,“ rief Clotilde in die Hände klatschend, „auf, in den Park, Ihr Herren und Damen! Nichts ist schöner, als das tiefloodernde Feuer zu sehen hinter dem grünen Gezweig!“

„Wollen Sie sich nicht unsere neuen Anlagen ansehen, Doktor?“ fragte der Graf.

Dem Arzt war eine kurze Bewegung in freier Luft willkommen; er folgte Ottomar und den beiden Mädchen, welche die steile Felsentreppe hinabschritten. Mariam wollte den Grafen nicht verlassen . . . so aufopfernd war ihre Liebe.

Unten rief die übermüthige Clotilde, sie wolle die Polonaise arrangiren; sie hing sich auf einmal dem Doktor in den Arm und trieb ihn zu größerer Eile, während Ottomar und Hedwig langsam folgten.

Bald waren sie allein in den schattigen Gängen. Die Gluth der sinkenden Sonne, die schräg hereinbrach, tauchte die Stämme und das Unterholz in ein Rothfeuer und betupfte wie mit leuchtenden Fingern hier und dort den Riesenast einer Eiche, die hellgrünen Nadelbüsche der Lärche. Finkenschlag ertönte in den Zweigen. Der Pirol flötete aus

einem Birkengehölz; die vollen Akkorde der Amsel tönten von einer Silberpappel, deren Blätter im leisen Hauch des Abends spielten, vergoldet von der scheidenden Sonne.

Ueberall Naturfrieden — die trauliche Heimlichkeit des Waldparkes, der sich schlängelnde Weg, bei dem jede Windung sich der nächsten verbarg.

„Hedwig,“ sagte Ottomar plötzlich mit großer Innigkeit, indem er ihr die Hand entgegenstreckte.

Sie horchte auf, süß erschreckt; doch sie zögerte nicht, ihm die Hand zu reichen.

„Erzählen Sie mir genauer, was Sie in Paris erlebt!“

Hedwig erzählte; sie wurde lebhafter; sie sprach von ihrer Begegnung mit Raoul Rigault, von ihrer Haft im Depot, vom Brand der Stadt, von ihren Abenteuern nach der Befreiung . . . sie wußte nicht, daß sie sich selbst dabei auf ein Piedestal stellte, in Ottomars Augen sich mit einer Glorie umgab, wie sie schöner nicht die Gluth des Abends um ihr lockiges Haupt schlang. Sie gab sich nur unbefangen ihren Erinnerungen hin; sie ahnte nicht, daß sie in diesem Augenblick, durch die schlichte Erzählung ihrer Abenteuer, einen großen, entscheidenden

Stieg erschocht . . . und zwar über die zögernden Bedenken, welche, wenn Ottomar stille Zwiesprache hielt mit sich selbst, seinem leidenschaftlichen Wunsch entgegentraten. Der Wille des Vaters, die drohende Enterbung, die er vor sich sah — denn er zweifelte nicht länger, daß der Vater Mariam zur Erbin machen, ihn selbst aber an das Wegleben'sche Testament verweisen werde — vor Allem die Hemmung seiner diplomatischen Laufbahn, auf der ihn nur eine Ehe mit einem Mädchen aus vornehmer und reicher Familie fördern konnte: Alles das erschien ihm auf einmal federleicht gegenüber dem einen Gefühl, das ihn ganz erfüllte und beseligte, gegenüber dem Wunsch, dies reizende Geschöpf sein eigen nennen zu können, eine Gefährtin fürs Leben zu gewinnen, in deren Nähe alle Schlacken seines Wesens herunter schmelzen würden.

„Willst Du die Meine sein, Hedwig?“ rief er mit dem wärmsten Ton des Gefühls.

Sie stand erzitternd und verbarg ihr Gesicht in den Händen; nichts unterbrach das Schweigen als das fernher ertönende helle und heitere Lachen Clotildens.

„Hedwig, ich liebe Dich!“

Thränen standen in Hedwigs Augen; es be-

wältigte sie ein unsagbares Gefühl des Glückes; aber zugleich kam die plötzliche Ahnung eines großen Unglücks über sie, welches das Glück in seinen Trümmern begrub. In solchen entscheidenden Augenblicken auf den Höhen des Lebens nachtwandelt die Seele und aus ihren Tiefen steigen Visionen auf, die sich mit Blitzesschnelle ablösen.

„O hätten Sie das Wort nicht gesagt!“ rief sie mit innerstem Erzitern; „es ist gesprochen, es wird Sie und mich elend machen.“

„Elend? O nein, glücklich,“ sagte Ottomar, indem er sie umfaßte und ans Herz drückte.

„Nein, nein . . . ich gehöre nicht in Ihre Kreise. Sie gerathen in Zwiespalt mit den Ihrigen, ich hemme Ihren Weg. Ich bin nichts als ein einfaches Mädchen, ich werde verzichten müssen, verzichten; aber jetzt . . . jetzt nach diesem Wort, das in meine Seele drang, wie Lerchenjubel am Frühlingsmorgen . . . jetzt . . . es ist zu schmerzlich.“

„Laß mir die Sorgen, Hedwig . . . ich kämpfe mich durch. Nur noch auf kurze Zeit laß unsere Liebe ein Geheimniß sein . . . unser Geheimniß!“

„Nur das eine nicht . . . das eine nicht . . . kein Spiel mit meinem Herzen. Ich will nicht rechten, nicht richten. Ihre Vergangenheit ist Ihr

Eigenthum; doch Sie sind gewohnt Ihre Liebe zu verschwenden; süße Täuschung zu erleben, ist Ihnen willkommen; sie giebt Ihnen ein Recht, sich loszusagen von dauernder Pflicht. Selbst jenes stolze, schöne Weib, jene Rumänin, vermochte Sie nicht zu fesseln. Und ich . . . ich! Was ist der Traum einer Stunde gegen den Rausch eines Jahres? Nehmen Sie das rasche Wort zurück . . . vielleicht verweht es noch in den Lüften. Ihre Vergangenheit verschwört sich dagegen wie Ihre Zukunft!"

"Hedwig," sagte Ottomar jetzt mit einem aus vollem Herzen dringenden Ton; die Weihe der Empfindung und der Rausch der Leidenschaft zitterten in ihm nach, "Hedwig . . . Du hast mein Wort, vertraue mir! Ich bin anders geworden, als ich war . . . aus wilden Erfahrungen hab' ich die Seele gerettet, und von Dir ging ein sanfter Zauber aus, der mich geläutert hat. Wozu das Unglück herbeibeschwören in thörichten Träumen? Wir sind glücklich, wenn wir uns lieben, und Niemand kann dies Glück uns rauben. Ich fordere die Antwort, die es besiegelt! Hedwig, liebst Du mich?"

"Und Du fragst?" rief jetzt das Mädchen unter Thränen lächelnd, in ausbrechendem Jubel, mit der

ganzen Trunkenheit einer Empfindung, welcher ein entzückender Augenblick die Zunge gelöst hat; „all' mein Denken war nur bei Dir, seit ich Dich zuerst gesehen; für Dich wär' ich mit Freuden in den Tod gegangen, Ottomar . . . Du weißt es, frage nicht!“

Hingegeben ruhte sie in seinen Armen; er drückte den Brautfuß auf ihre Lippen.

Der Tag erblaßte im Westen; aber der ganze Reigen der Gestirne stieg am Himmel empor.

„Wo bleibt Ihr nur?“ rief Clotilde, welche für den besorgten Doktor nicht zu rasch die Gänge zurückflog. Er hatte gar nicht daran gedacht . . . ein Waldenbach allein mit seiner Tochter . . . seine Descendenztheorie kam über ihn mit allen Schrecken des Gewissens und besflügelte seinen ängstlichen Schritt.

Und als er die erregten Züge Hedwigs sah, ward ihm nicht leichter zu Muth.

„Ihr habt wohl Beeren gepflückt?“ rief Clotilde, indem sie sich in Hedwigs Arm hing.

„Hüten Sie sich vor meinem Bruder,“ sagte sie; „denn er gehört zu den schönen Männern, die sich selbst für gefährlich halten — und nichts ist ansteckender als der Aberglauben.“

Drittes Kapitel.

Ein Lesenabend.

Die Vermögenslage der Greifenberger hatte sich in dem letzten Jahr nicht gebessert; sie waren oft genöthigt, Geld aufzunehmen und unter erschwerenden Bedingungen. Da Paul mit diesen Angelegenheiten nicht recht Bescheid wußte, hatte Clarissa ihn stets begleitet, wenn er zum Justizrath fuhr. Einige Male mußten sie dort längere Zeit auf die Rückkehr des vielbeschäftigten Mannes warten; Hugo machte so lange die Honneurs des Hauses und wurde in dieser Weise bald ein guter Bekannter der Greifenberger. Der junge Graf Paul entdeckte, daß Hugo, ein Alleswiffer, auch in den Naturwissenschaften wohlunterrichtet war und fand so einen Genossen, nach dem er sich lange gesehnt; Clarissa aber hatte um so weniger gegen den

angenehmen jungen Mann einzuwenden, als er von allem was in der Residenz oder in Waldenbach vorging, genaue Kenntniß hatte und in seinen Mittheilungen keineswegs zurückhaltend war.

Die Gräfin Mutter fand diesen Umgang zwar nicht sehr passend; doch erhob sie keinen Widerspruch, der ihr selbst wie den andern nur unbequem gewesen wäre; sie gab sich ganz zufrieden, als ihr stillschweigend das Recht zugestanden wurde, bei Hugos Anwesenheit im häuslichen Schmuck ihrer raschelnden Papiilloten zu erscheinen und bei seinen Vorlesungen einzuschlafen.

Hugo las nämlich vor und zwar alle seine eigenen Erzeugnisse in Poesie und Prosa und sprach dann in der Residenz von den interessanten Soiréen auf Schloß Greifenberg und von dem regen literarischen Leben, welches in jenen Kreisen herrsche. Das erregte überall so große Verwunderung, als wenn von der Felseninsel des Salas y Gomez ein ähnlicher Bericht erstattet worden wäre! In Clarissa, welcher Hugo in galanter Weise den Hof machte, glaubte er eine große Verehrerin gefunden zu haben, denn sie wußte ihm nach jedem Kapitel seiner Romane etwas Verbindliches zu sagen.

Ihre Herzensmeinung sprach sie dann aber zu

Paul aus „Der arme Mensch . . . er hält sich für einen Dichter und sein Pegasus hat so wenig Flügel wie Reides Apfelschimmel und stößt beim Traben.“

Es war an einem schönen Sommerabend, als Hugo wieder in dem Laubengang des Gartens ein großes Manuscript entfaltete; die Theemaschine mit der Rumflasche stand auf dem Tisch und die zierlichen Butterbrötchen erinnerten an einen ästhetischen Thee, wie er früher in der märkischen Residenzstadt Mode war.

Clarissa hatte seine Ankunft diesmal mit besonderer Spannung erwartet; denn er hatte lange Zeit sich nicht gezeigt und in den letzten Wochen war in Waldenbach genug Merkwürdiges vorgefallen: die Ankunft des Grafen und seiner Freundin hatte die ganze Umgegend in die größte Aufregung versetzt.

Doch die Comtesse verstand es, ihre Ungeduld zu bezwingen, die ästhetischen Auseinandersetzungen Hugo's mit anscheinender Spannung anzuhören und erst später durch kleine Zwischenfragen dem Dichter die Mittheilungen zu entlocken, die ihre Neugierde befriedigen konnten.

„So werden wir wieder einige Kapitel Ihres

neuen Romans hören?" fragte sie, indem sie ihm den Thee eingoß.

„Ich muß aufrichtig sagen," versetzte Hugo, „mein Roman ist ins Stocken gerathen; es giebt da eine Schwierigkeit, über die ich nicht hinwegkomme. Ich hatte mir meine Heldin anfangs anders gedacht, als sie mir allmählig im Laufe des Romans geworden ist; und wie sie jetzt ist, paßt mein ganzer Plan nicht mehr. Auch hab' ich mich anders besonnen; ich zweifle am Erfolg meines Werkes; der moderne Roman findet jetzt kein Publikum mehr; man will durchaus das Archäologische; das geht in dreißigtausend Exemplaren. Doch ein Dichter braucht den Erfolg; das Streben nach Unsterblichkeit flößt uns oft ein unsicheres Gefühl ein; wer weiß, ob wir nicht in der Bücherfluth mit dem Besten, was wir geschaffen haben, untergehen? Was aber heute viel Lärm macht, das wird auch morgen und übermorgen noch von sich sprechen machen; man kann unsterblich werden, wenn man den Schlechtesten seiner Zeit genug gethan hat und wenn diese Schlechtesten nur das nöthige Halloh machen, das ein lange nachtönendes Echo weckt."

Hugo goß sich viel Rum in den Thee; wenn

dieser seine Urtheilskraft schärfte, so gab der Rum ihm einen phantastevollen Schwung.

„So hab' ich denn,“ fuhr er fort, „meinen Roman, den Sie so freundlich waren, zu bewundern, zunächst bei Seite gelegt und einen neuen begonnen, einen archäologischen; doch ich bewege mich nicht in ausgetretenen Geleisen; ich habe einen überaus glücklichen Gedanken gehabt, ich führe etwas ganz neues in die deutsche Nationalliteratur ein: die Azteken.“

Clarissa nahm eine Miene an, als ob sie das Volk, das sie nicht in den Schubfächern ihres Gedächtnisses wiederfand, besonders interessirte.

Paul aber zeigte aufrichtigen Antheil: das war ihm lieber als die Menschen im Frack.

„Ich behaupte,“ fuhr Hugo fort, „daß sie sich in der Cultur durchaus mit den alten Aegyptern messen konnten, ja diese Cultur war ebenso eigenartig, ich schildere sie nach allen Seiten hin. Ein Hauptreiz liegt in den aparten Namen meiner Helden und Heldinnen; sie klingen bizarr, ich geb' es zu, doch das Publikum will ja eben das ganz Ungewöhnliche.“

Und er begann nach dieser Einleitung die ersten Kapitel seines neuen Romans zu lesen.

In Taxaka, dem mexikanischen Paradies, lebte seine Heldin Toatla, ein aztekisches Mädchen von großer Schönheit und tiefer Empfindung. Ihr Vater, ein angesehener Kaufmann, nahm sie mit nach Tenochtitlan, der in ihren Seen zauberhaft gelegenen Hauptstadt des Reiches. Hier schilderte Hugo den kaufmännischen Verkehr mit lebhaftem Kolorit: da waren Gold- und Silberwaaren zur Schau gestellt, stickereiartige Gewebe, Federschmuck in verschiedenster Fassung und man zahlte mit Stückchen Zinn, mit Kakaobohnen, mit Federkielen, welche Goldstaub enthielten. Hier begegnete Toatla einem Jüngling, der einen tiefen Eindruck auf sie machte; er war ein Fürstensohn der Tepaneken, welcher sich in Mexiko eingeschlichen hatte und führte den Namen eines der berühmtesten aztekischen Dichter: Nezahuatcoatl.

Hier konnte Clarissa nicht umhin, zu lächeln und den jungen Poeten daran zu erinnern, daß er für seine mexikanischen Romane nicht einen so unaussprechlichen Namen wählen möge; doch Hugo berief sich nicht nur darauf, daß dieser Dichtername auf historischer Ueberlieferung beruhe und für seinen Helden, in welchem er einen Faust-Don-Suan schildern wolle, ganz passend sei, sondern auch auf den

Zeitgeschmack, der durchaus das Niedagewesene verlange und sich an dem ethnographisch Merkwürdigen besonders erquicke.

Da die Frau Gräfin eingeschlafen war und um Clarissens Lippen noch immer ein feines, für den Romandichter wenig ermutigendes Lächeln schwebte, so hielt es dieser für besser, nach der Lectüre des ersten Kapitels seine Mappe zuzuklappen und den Fortgang seiner Geschichte an diesem Abend nur in flüchtigen Umrissen zu skizziren.

„Mein Held ist ebenso von Coatla's Anblick gerührt. Die Liebenden finden Gelegenheit sich wieder zu sehen, sich zu sprechen: das läßt sich überall in der Welt arrangiren, in Tenochtitlan noch leichter als in Konstantinopel; doch der feindliche Tepanekenprinz wird entlarvt, gerade während einer Begegnung mit Coatla und diese dafür mit zehntausend andern zum Opfertode verurtheilt.“

„Mit zehntausend andern?“ sagte Clarissa, „das ist ja schlimmer als in Dahomey.“

„Es war auch schlimmer, ich habe nur eine bescheidene Zahl genommen; was am wenigsten den Dichtern geglaubt wird, ist ja meistens die thatsächliche Wahrheit. Ich schildere das großartige Opferfest, es ist eine der Glanzstellen meines Ro-

mans: ich gebe den Grundriß eines Tempels, eines Teotalli, der dem Kriegsgott, dem Vixlipuhli geweiht ist, mit seinen hochanstiegenden Terrassen; ich schildere einen Umzug der Priester und ihrer verschiedenen Klassen. Die vornehmsten besorgten die Menschenopfer . . . es ist dies ja zu aller Zeit Sache der Vornehmsten gewesen; dann kommen die Musikpriester, die Schulpriester . . . man hatte bei den Azteken sehr gute Schulen; ich werfe, indem ich auf die Knabenzeit meines Helden zurückgehe, einen Blick auf den Elementarunterricht; man hatte in den Kalemfaks ein Rechnensystem, ein ausgebildetes Kalenderwesen, man verstand sich auf Astronomie . . ."

"Ich hätte dies Volk nicht für so gebildet gehalten," meinte Paul.

"Ich schildere," fuhr Hugo fort, "die großen Prozessionen der Priester, Frauen und Mädchen, die harmlosen Opfer von Blumen und Früchten, mit denen die holdseligen Aztekeninnen, ganz gewiß so reizend wie unsere weißgekleideten Mädchen, die Opferfeier eröffneten. Zuerst wurden tausend Kriegsgefangene hingschlachtet; dann kam die Reihe an die Landesverräther, zu denen auch Toatla gehörte. Ihre Schönheit erregte das allgemeine Mitleid; sie hatte eine prächtige Gestalt und ihre

Körperfarbe war ein zartes Braun, wie es junger Mahagoni hat. Ahnungsvoll bewegte sich der bunte Feder schmuck auf ihrem Haupte im Windhauch; sonst zitterte nichts an ihr, als sie auf die Terrasse trat. Groß war die Aufregung . . . das blanke Opferschwert blinkte . . . da kam die Rettung. Hörner ertönten. Nezalkhuatcojatl, dem es zu entkommen gelungen war, stürzte heran an der Spitze seiner Truppen, sprengte den Kreis der Menge auseinander und befreite Coatla aus den Händen der blutgierigen Priester."

Paul fand es sehr erfreulich und Clarissa meinte, das würde sich in einer Oper sehr gut annehmen.

"Was wird nun aus den Liebenden?" fragte sie dann, um ihren Antheil zu zeigen.

"Sie fliehen in die Felsenwüste, hoch auf den Bergen am Fuße des Popocatepetl. Nach der wilden Kampfszene, dem großen Massentableau, das ich entrollt habe, folgt dann eine anmuthige Idylle: sie bauen sich eine Hütte hinter einem stacheligen Agavenzaun. Die ganze Flora Mexikos lasse ich hier aufblühen, ich habe die nöthigen Studien gemacht. Mein Held ist ein Freigeist, in seiner Liebe trogt er den Göttern, er fordert selbst Tēpacatlipoca,

den Vergelter des Guten und Bösen heraus; da donnert's in den Tiefen des Popocatepetl; der Vulkan schleudert Flammen und Rauch aus und begräbt die Liebenden und ihr Glück. Nicht wahr, das ist doch etwas Neues? Der freie Hauch aus den mexikanischen Bergen wird unsere im Nilschlamm erstickte Muse erfrischen. Dreißigtausend Exemplare . . . da tröstet man sich, wenn man auch nichts für die Unsterblichkeit gethan hat."

Clarissa meinte, ihr wäre der moderne Roman lieber, der unser Denken und Empfinden, unsere Sitten und Erlebnisse spiegle; sie hätte bisher auch keinen der ägyptischen oder sonstigen Moderomane, die in alten Zeiten spielen, gelesen.

"Dann sind Sie eine seltene Ausnahme," sagte Hugo, "im Grunde bin ich der gleichen Ansicht; doch was thut man nicht um des Erfolges willen? Es ist erstaunlich, wie sich die Menschen jetzt das Amüsement schwer machen: nicht nur ihre Gesellschaften sind ein Picnick von Langweile, zu welchem jeder mühselig sein Theil hinzuträgt; auch die Romanlektüre seufzt unter einem moralischen Zwang; man darf sich nicht mehr im Stillen an spannenden und lustigen Geschichten erquicken, man muß gewisse Werke gelesen haben, um in Gesellschaften

darüber sprechen zu können; man liest und liest und langweilt sich und heftet dann an die Lippen die gestotterte Phrase der Bewunderung, nachdem man wie zu einem Examen sich die Namen der Helden und Heldinnen gehörig memorirt hat. Nun, ich mach' es den Herrschaften so schwer wie möglich und rechne deshalb auf den größten Erfolg . . . wer unvorsichtig beim Theetinken den Namen meines Helden in den Mund nimmt, der verschluckt sich unfehlbar; gerade in der überwundenen Schwierigkeit liegt aber der größte Genuß."

"In unserem modernen Leben," sagte Clarissa, "fehlt es nicht an romanhaften Verwickelungen; wir brauchen gar nicht weit zu gehen, um sie zu finden. Der alte Graf von Waldenbach zum Beispiel, der mit einer so merkwürdigen Pflegerin von Paris zurückkommt, ist doch gewiß ein ächter Romanheld; man brauchte blos seine Biographie zu schreiben."

"Gewiß," versetzte Hugo, "das Schloß Waldenbach ist wie ein Eulenhorst, voll der unheimlichsten Abenteuer und nachtgeborenen Geschichten."

"Was spricht man denn von jener Baronin?"

"Sie ist die Braut des alten Grafen; eine

Polin oder Ungarin, Wittwe seit Kurzem; ihr Gatte ist in Paris erschossen worden."

"Zur rechten Zeit," sagte Clarissa.

"O ja, es giebt sehr glückliche Zufälle," versetzte Hugo.

"Graf Waldenbach, der Vater, will wieder heirathen?" fiel die Gräfin Mutter ein, die im Halbschlaf die letzte Unterredung mit angehört hatte und durch diese interessante Mittheilung gänzlich wach geworden war.

"Ja," sagte Hugo, "sobald die Trauerzeit der Witwe vorüber ist."

"An diese Möglichkeit hatte ich gar nicht gedacht," fuhr die Gräfin fort, indem sie sich aufrichtete, daß ihre Papilloten krampfhaft raschelten; "er hätte ja auch um meine Hand anhalten können, und dann wäre das Wegleben'sche Erbe unser gewesen."

"Aber, Mutter," sagte Clarissa vormurfsvoll, empört über diese in halber Verschlafenheit vorgebrachte Indiskretion; "wir sind nicht allein," fügte sie leiser hinzu.

"Mama ist bei guter Laune," versetzte Paul, "doch im Grunde hat sie Recht, eine solche Testamentsehe paßt sich nur für gesezte Leute."

Clarissa suchte das Gespräch rasch von diesem bedenklichen Thema abzulenken.

„Da gab es ja noch andere Abenteuer in Paris . . .“

„Ich hätte ihm nie meine Hand gereicht,“ fuhr nun die Mutter fort, die bei ihrer schwerfälligen Gedankenbewegung noch immer die einmal angeschlagene Saite nachtönen ließ, „er war ein zu erbitterter Gegner meines Mannes und wenn ich an Alles zurückdenke . . .“

„Wir wollen ja,“ fiel Clarissa ein, „das Vergangene zu vergessen suchen, doch genug hiervon. Interessanter ist es doch zu erfahren, was Fräulein Hedwig Foller in Paris für Abenteuer erlebt hat. Inspektor Reide erzählte mir davon.“

Hugo bemächtigte sich mit Eifer des neuen Gesprächstoffes; er wußte darüber alles Nähere durch seine Mutter, theils von Hedwig selbst, welche ihn seit dem letzten Geburtstag stets mit gleichgültiger Freundlichkeit behandelt hatte; er schilderte Alles mit dem lebhaftesten Colorit: Hedwigs Begegnung mit Raoul Rigault, ihre Haft und Befreiung. Er hatte die für einen Schriftsteller nicht gerade empfehlende Eigenschaft, daß er besser sprach, als er schrieb, die Feder in der Hand hemmte seinen

Gedankenflug, er benützte die Gelegenheit, sich seiner Freundschaft mit dem anerkannt schönen Mädchen zu rühmen und sich als Vertrauter desselben ein Ansehen zu geben.

Clarissa hörte mit solcher Spannung zu, daß sie den Sticckrahmen bei Seite legte; ihre Augen nahmen den dunkleren Glanz an, mit dem sie zuweilen aufleuchteten; doch es war nicht das Feuer der Begeisterung oder Bewunderung; es lag etwas Feindliches darin; es war die Gluth des Zornes, vielleicht des Hasses.

„Ich hätte,“ schloß Hugo seine Erzählung, „meiner Freundin soviel Kühnheit und Thatkraft niemals zugetraut, ich habe jetzt wirklich Respekt vor ihr; sie ist gewachsen in meinen Augen.“

„Und einen anderen Eindruck hat diese Unternehmungslust der jungen Doktorstochter nicht auf Sie gemacht?“

„Einen andern Eindruck? Ich habe gesehen, daß in unseren thüringischen Mädchen noch ein tüchtiger Kern steckt. Zur rechten Zeit haben sie eine Entschlossenheit, die aller Ehren werth ist.“

„Und das ist Alles, Sie herzenskundiger Romandichter?“

„Sie glauben doch nicht,“ sagte Hugo, „daß

mein Urtheil durch eine langjährige Freundschaft mit Hedwig bestochen ist? O nein, Sie müssen ihm zustimmen, Clarissa!"

"Gewiß," versetzte Clarissa, indem sie wieder zum Stickrahmen griff und sich über die Kamelie neigte, deren Krone sie aus dunkelrothen Perlen zu bilden bemüht war, „doch ich glaube, daß es für solchen Heldenmuth eines jungen Mädchens nur eine einzige Erklärung giebt: sie liebt den Grafen Ottomar."

"Sie liebt ihn? . . ."

"Und ich wundere mich, daß ein Romandichter wie Sie, das nicht längst durchschaut hat."

Hugo wurde nachdenklich; seine Menschenkenntniß hatte er nur aus Romanen für Romane gesammelt, im wirklichen Leben versagte sie ihm allzuoft; er hatte den naiven Blick, das offene Urtheil über das Nächstliegende verloren. Daß Hedwig Jemand anders lieben könne als ihn selbst, das war ein Gedanke, den seine Eitelkeit gar nicht aufkommen ließ.

Er hatte zwar gefunden, daß ihr *dépit amoureux*, wie er es nannte, von sehr langer Dauer war, gleichwohl aber darin eine Bürgschaft seines künftigen Glückes gesehen. Die Bemerkung der

Comtesse war wie ein greller Lichtschein, der auf seinen Lebenspfad fiel; er saß längere Zeit in Gedanken verloren, er mußte sich sagen, wie thöricht er war, nicht selbst schon daran gedacht zu haben, daß Hedwigs Theilnahme für Ottomar in einer tiefen Reigung wurzeln könne; er besann sich auf dieses oder jenes, was seinen Argwohn bestätigen konnte; sein Haß gegen Ottomar erhielt neue Nahrung.

„Nun, Herr Doktor,“ sagte die Comtesse, welche während dieser Pause Hugo aufmerksam beobachtet hatte. „Sie scheinen mir doch nicht so ganz der Vertraute Ihrer Freundin zu sein; ja, ja, gerade die unschuldigsten Mädchen wissen ihre Geheimnisse oft am besten zu bewahren. Wenn Ihr Antheil für Fräulein Foller indeß ein wenig über die bloße Freundschaft hinausgeht, so rath’ ich Ihnen doch auf Ihrer Hut zu sein; ich habe bei dem Werbenischen Gartenfest vor einem Jahre so manches gesehen und gehört, was das Pariser Abenteuer zu erklären vermag; Fräulein Hedwig hat schon damals den Schutengel des Grafen Ottomar gespielt und ihn von einer Begegnung abgehalten, die ihm vielleicht verhängnißvoll geworden wäre.“

Hugo wurde sehr unruhig, und drehte die Spitze seines schüchternen Schnurrbärtchens hin und her.

„Und gerade jetzt ist er wieder in Waldenbach!“

„Wer ist in Waldenbach?“

„Ottomar,“ erwiderte Hugo.

Jetzt war es an Clarissa, in Unruhe zu gerathen, bei aller Selbstbeherrschung vermochte sie ihre Aufregung nicht ganz zu verbergen; sie goß Hugo Thee ein, man merkte dabei ein leises Zittern ihrer Hand.

„Er ist das erstemal seit der Rückkehr seines Vaters in Waldenbach; man ist gespannt, wie er sich zur Baronin stellen wird; es sind mißliche Verhältnisse und was die Charaktere betrifft, die dabei eine Rolle spielen . . .“

Hugo hielt inne; es fiel ihm zur rechten Zeit ein, daß er seinen Haß gegen Ottomar hier verheimlichen müsse.

„Sprechen wir lieber von Ihren aztekischen Helden und Heldinnen,“ sagte Clarissa, die, nachdem sie Alles erfahren, was sie wissen wollte, dem Gespräch eine andere Richtung zu geben suchte.

Doch Hugo war so zerstreut, daß er jetzt selbst mehrmals die Namen seiner Hauptcharaktere ver-

wechselte und zuweilen ins Manuscript sehen mußte, um sich zu orientiren. So hat er denn auch bald anspannen zu lassen und als er, den Hut in der Hand, sich bei Clarissa empfahl, gab ihm diese noch einige wohlgemeinte Winke mit auf den Weg.

„Wenn Sie wahrhaft der Ritter Ihrer Dame sind, so warnen Sie bei Zeiten. Nichts ist verhängnißvoller als eine aussichtslose Liebe, sie kann leicht ein naheliegendes wahres Lebensglück verschmerzen.“

Hugo hatte Muße, auf dem weiten dunkeln Weg nach der Residenz über diese bedeutungsvollen Worte nachzudenken. Die Greifenberger Wagenpferde gingen langsam genug; sie hatten etwas vom Phlegma der Familie abbekommen. Sein Groll gegen Ottomar steigerte sich bis zur stillen Wuth; er dachte der Nacht in der Häckselkammer und ballte die Faust. Die Rechnung war noch unausgeglichen; wenn er abermals seine Wege kreuzte . . . wer weiß, was dann geschah. Als er an dem stillen, in sein Grün eingesponnenen Häuschen des Doktors vorüberfuhr, da hatte er ein Gefühl unsagbaren Wehgefühls; es war ihm als ging' ihm ein kostbarer Schatz verloren. Die Ahnung dieses Verlustes, die über ihn kam, die sich umdunkelnd über

sein ganzes künftiges Leben legte, zeigte ihm erst, daß er Hedwig liebte.

Raum hatte Hugo das Schloß verlassen, als Clarissa mit ungewohnter Lebhaftigkeit sich ihres Bruders bemächtigte.

„Paul . . . Du mußt hinüber nach Waldbach!“

Der junge Graf sah seine Schwester befremdet an.

„Was hast Du denn? Du bist so aufgeregte?“

„Du hörst es ja, Ottomar ist wieder da!“

„Schön,“ sagte Paul, „so ist es wohl an ihm, mir seinen Besuch zu machen.“

„Welche Förmlichkeiten!“

„Ich fühle nicht das Bedürfniß, ihn an mich zu erinnern.“

„Du bist wohl gar stolz geworden, seit Du den neuen Planeten entdeckt hast? Nun, es war schon längst Deine Pflicht, dem alten Grafen Deine Aufwartung zu machen.“

„Du hast mich bisher nicht daran gemahnt.“

„Lassen wir nur,“ versetzte die Mutter, „den alten Grafen aus dem Spiel; er ist uns nach wie vor feindlich gesinnt und ich habe eine Antipathie gegen ihn, die ich nicht beherrschen kann.“

„Siehst Du, Clarissa . . .“

„Doch zu einer Versöhnung der Familie,“ versetzte diese, „muß er seine Zustimmung geben; sonst schwebte sie in der Luft. Er wird davon wissen, denn Ottomar vertritt Alles, was er thut; er denkt gewiß jezt milder; mindestens müssen wir erfahren, wie er denkt. Jedenfalls ist er der Senior der Familie und es ist eine Pflicht der Höflichkeit, Dich ihm vorzustellen.“

„So soll ich in die Höhle des Menschenfressers?“ versetzte Paul, „ich kann sie nicht ohne Grauen betreten. Wenn ich von dem Alten moralisch mißhandelt werde, was bleibt mir dann zu thun übrig?“

„Du hast Recht, Paul,“ sagte die Mutter, „Ihr Kinder könnt Euch ja Alle auf den besten Fuß stellen und seine Einwilligung muß er doch geben, wenn sich zwei Herzen von hüben und drüben zusammenfinden.“

Trotz der Unterstützung, welche Paul bei seiner Mutter fand, war er diesmal nicht hartnäckig, sondern trat bald auf Clarissens Seite. So peinlich es ihm war, mit dem alten Grafen zusammenzutreffen, so verlockend war es für ihn, Clotilde wiederzusehen; denn das Märtyrerthum, welches das feste Mädchen über ihn zu verhängen pflegte, hatte für

ihn einen schmerzlich süßen Reiz. Sie hatte ihn zwar das letzte Mal bei der Begegnung im Walde schwer gekränkt: dafür wollte er ihr auch diesmal kalt und fremd gegenübertreten; aber seine Sehnsucht ging doch darauf, wieder einmal in ihrer Nähe zu sein.

Clarissa aber hatte keinen andern Gedanken, als durch Paul Ottomars Gegenbesuch zu erlangen. Er hatte in der langen, langen Zeit nichts von sich hören lassen, auch an Paul nicht eine Zeile geschrieben. In Hedwig sah sie eine neue Nebenbuhlerin. Ob Ottomar sie liebte? Jedenfalls mußte Hedwigs aufdringliche Liebe ihn beschäftigen, sein Denken und Empfinden in Anspruch nehmen, wenn auch nur auf kurze Zeit. Dauer konnte ja dies unschickliche Verhältniß nicht haben; dennoch war es immer eine unwillkommene Ablenkung von dem ersehnten Ziel. Ihr Herz verzagte im Stillen; doch noch immer sträubte sich ihr unbeugsames Wollen, auf glänzende Hoffnungen zu verzichten.

Viertes Kapitel.

Biquet und Federball.

Seit der Rückkehr des alten Grafen war Herr von Werben ein häufiger Gast auf Schloß Waldenbach. Der galante Herr war beliebt wie kein anderer: mit dem Schloßherrn unterhielt er sich über wirthschaftliche Angelegenheiten; er führte statt seiner die Oheraufsicht über die Leitung des gesammten Besizthums, sprach mit ihm über Fruchtwechsel, über Holzbetrieb, bekam auch den Auftrag, bisweilen die Rechnungsbücher zu revidiren. Clotilde hegte eine täglich wachsende Zuneigung für ihn und selbst Miß Betty, die sehr schwer zu einer Anerkennung von Persönlichkeiten zu bringen war, welche das Unglück hatten, dem andern Geschlecht anzugehören, rühmte, daß er ein ächter Gentleman sei. Mariam, die im Stillen Zweifel an seiner Harmlosigkeit hegte, konnte nichts entdecken, was diese

Zweifel bestätigt hätte und stand zuletzt ganz unter dem Bann seiner hätschelnden Liebenswürdigkeit; denn es passirte ihr bisweilen, daß er auch ihr vertraulich auf die Schultern klopfte oder, wenn auch nur mit leiser Berührung, den Arm um ihre Hüfte schlang.

Das war alles der Ausfluß einer so zutraulichen herzlichen Gesinnung, daß Niemand an diesen Eigenheiten des gemüthlichen Herrn Anstoß nehmen konnte. Mariam betrachtete sich indeß im Herzen als seine Gegnerin; denn sie wünschte ihm das Weglebensche Erbe zu entreißen; sie gönnte es zwar keinem der Kinder; dennoch fürchtete sie, der Graf werde zögern, ihr seine Besitzungen zu vermachen, wenn nicht dies Erbe vorher der Familie zugefallen wäre.

Ottomar selbst war freundlich gegen Herrn von Werben, ohne besondere Sympathien für ihn zu hegen. Er hatte jedenfalls ihm gegenüber das reinste Gewissen, denn niemals war er auch nur von dem leisesten Wunsch heimgesucht worden, ihn im Besitze des Fideikommisses zu stören.

Auch mußte er anerkennen, daß Werben in uneigennütziger Weise die Versöhnung der Familien gefördert hatte.

Es war trübes Regenwetter . . . der alte Graf spielte mit Werben Piquet . . . Mariam saß neben ihm, um ihm das Aufnehmen und Ordnen der Karten zu erleichtern und Gewinn und Verlust zu notiren.

Im großen Saal daneben trieben die Fräulein von Gußlar mit Clotilde ein wildes Spiel; Gelächter und Geschrei tönnten herüber und dazwischen die mahnende Stimme der beiden Gouvernanten, welche durch den Skandal in ihren pädagogischen Gesprächen gestört wurden.

„Vierzehn Buben . . . vierzehn Damen,“ tönte es am Piquettische; die Damen daneben wilderten wie Buben umher.

Ottomar stand am Fenster . . . das Thal war in Nebel gehüllt, Wolken hingen über die Bergwälder wie zerrissene Schleier, an die Scheiben schlug der Regen. Der junge Graf war in trüber Stimmung; er dachte an die Zerrüttung seiner Familie; er hörte die leise flüsternde Sirenenstimme Mariams.

Vor kurzem hatte er ein längeres Gespräch mit ihr gehabt, das sie mit den Worten abbrach: „Sie examiniren mich ja wie ein Criminal-Commissarius.“ In der That hatte Ottomar, der das tiefste Miß-

trauen gegen die Freundin Zoë's hegte, sie über manche Pariser Ereignisse befragt. Die folgenschwere Begegnung mit seinem Bruder konnte ja nur durch eine Intrigue absichtlich herbeigeführt sein. Er suchte Mariam hierüber auszuforschen, und so entschieden sie jede Kenntniß des Zusammenhangs in Abrede stellte, so zeigte sie doch eine Verlegenheit, die Ottomar nicht entging.

Doch was auch kommen mochte, für ihn gab es keine dauernde Verdüsterung des Lebens, er wußte ja, welche Sonne die Wolken alle zerstreuen mußte; das Bild Hedwigs erfüllte ihn ganz. Da fuhr ein Wagen in den Schloßhof . . . im Nebensaal polterte Alles an die Fenster und bald erscholl dort ein lautes Gelächter.

Den unschuldigen Anlaß dazu gab der junge Greifenberger. Ehe er von seinem Schlosse abfuhr, hatte er mit der ganzen Familie die sorgfältigsten Wetterbeobachtungen angestellt. Es handelte sich darum, ob er im offenen oder geschlossenen Wagen fahren sollte. Der Himmel war noch hell; aber eine dicke Wolkenwand zeigte sich im Westen.

Die Ansichten waren verschieden und wie immer, konnte man zu keinem Entschluß kommen. Es wurde zweimal angespannt und wieder ausgespannt, denn

auch den halbverdeckten Wagen, den die Mutter bestellt hatte, verschmähte Paul: es kam ihm dies alles so unmännlich vor und er wollte in dem spottfüchtigen Waldenbach doch so tapfer wie möglich erscheinen. Er wählte also den ganz offenen Wagen und fuhr anfangs muthig und vergnügt im hellen Sonnenschein dahin. Doch kaum hatte er die Residenz hinter sich, als die Wolken sich zusammenschoben und ein unerbittlicher Regenguß dem Hülflosen Hut, Rock und Paletot durchweichte.

So kam er triefend in Schloß Waldenbach an; Clotilde und ihre Freundinnen begrüßten seine Ankunft mit wahrer Herzensfreude; denn der eiförmige Tag hatte dadurch die heiterste Unterbrechung erfahren.

„Sein Hut trieft wie eine Dachrinne,“ rief Clotilde; „mit ihm quillt aus dem Wagen ein ganzer Wasserfall, der sich unter dem Spritzleder angesammelt hat. Nun ist er unten, er schüttelt sich; Mordax, der ihn anbellt, kommt unter die Brause und Douche. Wahrhaftig, mein lieber Vetter sieht ganz so aus, wie ich, als ich aus dem Wasser gezogen wurde.“

Auch Ottomar hatte Pauls Ankunft bemerkt und war ihm entgegengeeilt; denn er wußte, daß

ohne seine Hülfe der verregnete Greifenberger nie über die Schwelle des Salons treten konnte. In der That mußte dieser in Ottomars Gemächern Toilette machen und sich mit der Garderobe desselben ausrüsten. Der Rock, den er anziehen mußte, war ihm indeß viel zu lang und gab ihm so feierliche Mäuren, daß Clotilde ihn bei seinem Eintreten mit Richern empfing.

Der Graf hatte die Piquetkarten bei Seite gelegt und eine ernste Miene angenommen. Paul hielt eine wohlgeordnete Anrede, welche vorher einstudirt worden war und den Beifall von Mutter und Schwester gefunden hatte; doch der Onkel reichte ihm nicht die Hand zum Gruß. Je mehr er ihn ansah, desto mehr erkannte er die Züge des verhaßten Vaters wieder, und es wurde ihm schwer, einige freundliche Worte an ihn zu richten. Paul nahm ihm gegenüber Platz, doch das Gespräch wollte nicht recht in Gang kommen.

„Amüsiren Sie sich mit der jungen Welt,“ sagte der Graf, dem das stotternde vis-à-vis unbequem wurde; „wir Alten sind nicht mehr genießbar.“

Er nahm das Piquetspiel wieder auf, während

Paul zu den jungen Damen trat. Clotilde kam ihm mit freundlichem Lächeln entgegen; das böse Mädchen hatte heute seine Taktik geändert; es wollte sich damit eine schadenfrohe Genugthuung bereiten, daß es heute gegen Paul die größte Liebenswürdigkeit erheuchelte; es verfolgte dabei noch einen Neben Zweck, den es auch vollkommen erreichte.

„Lieber Vetter, wie lange ist's her, daß wir uns nicht gesehen haben! Wie schön war's damals im Walde! Ich höre noch die Glöckchen der Feenkönigin klingen. Wir haben uns damals im Walde getroffen, ja sieht uns nur groß an . . . wir haben Blumen gepflückt und Schmetterlinge gejagt . . . es war reizend!“

Die Absicht Pauls, Clotilden gegenüber sich diesmal kalt und spröde zu zeigen, wurde schon durch die erste Anrede des Mädchens erschüttert.

In seiner Gutmüthigkeit glaubte er, sie wolle gut machen, was sie damals vielleicht aus Ueber-eilung gesündigt und war rasch zur Vergebung geneigt. Werben aber, durch den Besuch Pauls sehr unangenehm berührt, lauschte achtsam auf jedes Wort.

„Aber wie Sie zerstreut sind,“ rief der alte Graf ihm zu; „immer zählen Sie Ihre vierzehn

Damen und ich habe schon längst vierzehn Könige angesagt."

"Wir haben Sie recht bedauert, lieber Better," sagte Clotilde, "Sie haben sich auch den ungünstigsten Tag zu Ihrem Besuch ausgesucht. Sie müssen den Sonnenschein mitbringen, das darf man von Ihnen erwarten."

"Aber, bester Werben," tönte wieder die Stimme des Grafen; "Sie erzählen sich fortwährend, Sie haben ja nur sechszig, nicht neunzig; denn ich habe inzwischen einen Stich gemacht!"

"Doch wie sollen wir Sie amüsiren?" fuhr Clotilde fort, "wir wollen doch unsere liebenswürdigen Gäste nicht zur Langenweile verdammen . . . und bei diesem entsetzlichen Wetter sind wir ja ans Zimmer gebannt. Wir wollen auf einige muntere Spiele finnen . . . Federball, nicht wahr, Miß Betty? Besorgen Sie die Raketen! Der Saal ist hoch, da können die Bälle genug in den Lüften tanzen. Kommen Sie, lieber Better, kommen Sie!"

Und sie hing sich an Pauls Arm und führte ihn in den Saal . . . die drei Mädchen folgten flüsternd.

Nicht lange währte es, da tönte Lärm und Gelächter aus dem Saal.

„Sie haben schon zweimal nicht Farbe bekannt,“ sagte Mariam zu Werben.

„In der That, es ist besser, Sie geben das Spiel auf,“ versetzte der Graf, „Sie sind nicht in der Stimmung.“

„Ich bin kein korrekter Kartenspieler,“ sagte Werben, „und bisweilen kann ich mich durchaus nicht in das Spiel hineinfinden.“

„Sie galten aber sonst mit Recht für einen Meister im Piquet.“

„Alle Meisterschaft im Spiel, im Leben, in der Kunst ist glückliche Inspiration; wenn diese versagt, treiben wir Alles schülerhaft. Entschuldigen Sie mich heute . . .“

„Und Sie haben doch gewonnen, Herr von Werben,“ versetzte Mariam.

„Man gewinnt im Schlaf und verliert bei der gespanntesten Aufmerksamkeit; doch zählen Sie genauer nach, Baronin, diesmal habe ich verloren,“ sagte Werben, ein Goldstück auf den Tisch legend.

„Und ich bin grade heute in rechter Spiel-laune,“ rief der Graf, „Ottomar, willst Du Herrn von Werben ablösen?“

Der Sohn, der träumend wieder am Fenster stand, folgte bereitwillig der Einladung des Vaters. Werben sah eine Zeit lang dem Spiele zu; dann verschwand er plötzlich vom Piquettisch und tauchte im Saale auf, mitten unter den fliegenden Federbällen, von denen ihm sogleich einer, den Paul aufzufangen versäumt hatte, auf die Nase fiel.

Diesmal lachte die junge Welt über ihn, über Herrn von Werben! Die junge Welt . . . er hatte auf einmal ein unheimliches Gefühl, daß er nicht mehr in sie hineinpasse. Selbst dieser Paul im langen Rock, dieser unbeholfene Federballschläger hatte einen Vorzug vor ihm voraus, den er in keiner Weise ausgleichen konnte, den Vorzug der Jugend. Warum war ihm dies gerade jetzt so empfindlich?

Clotilde, glühend vom Hin- und Herlaufen, vom Auffangen, vom Sichbücken, sah ja ihren Nachbar, und sie hatte Paul zu ihrem Nachbar gewählt, mit holdseligem Lächeln an, schlug ihm den Federball verbindlich mit so wohlabgemessenen Schlägen zu, um ihm das Auffangen zu erleichtern und schien Werbens Anwesenheit gar nicht zu bemerken.

In der That aber hatte sie denselben wohl

bemerkt und sobald er eingetreten war, verdoppelte sie ihre Liebenswürdigkeiten gegen Paul, hob ihm den Federball auf, wenn er ihn fallen ließ, indem sie rascher als er über das Parquet dahinglitt und wenn sie im Wettstreit, den Ball aufzuheben, in nächste Berührung mit der Mutter Erde und miteinander gekommen waren, so lächelte sie ihn freundlich an, gab ihm auch gelegentlich mit der Rakete einen kleinen koketten Schlag auf die Schultern und war so vertraulich, wie ein guter Kamerad es nur sein kann.

Paul hatte dabei sehr getheilte Empfindungen: er wäre selig gewesen, wenn er Clotildens Entgegenkommen nicht auch mit mißtrauischen Augen betrachtet hätte. Sein Empfinden war so gesund, daß ihn diese Liebenswürdigkeit nach Allem, was früher vorgegangen, doch fremdartig berührte. Er fand keinen Schlüssel für den plötzlichen auffallenden Wechsel und diese Zweifel und Bedenken fielen wie Methylthau auf alle Gefühle von Glück, die ihm im Busen sich erschließen wollten.

Die spöttische, ja empfindliche Clotilde wäre ihm lieber gewesen, als die überfreundliche, die ihm entzückende, aber, wie er fürchtete, trügliche Hoffnungen vorgaukelte.

Werben dagegen war in einer Stimmung, die in Clotildens Liebenswürdigkeit gegen Paul die unbefangene Hingebung der Jugend und ihre unwillkürlichen Sympathien erblickte, den ganzen Kauch, den der Frühling des Lebens mit sich bringt. Er stand daneben wie ein Ausgeschlossener und sah alle seine Pläne vereitelt. Mit innerster Empörung erfüllte es ihn, daß er ganz in die Hand dieses kleinen launenhaften Mädchens gegeben war; er kam sich fast vor wie ein Spielzeug in den Händen dieses Kindes. Eine innere krampfhaftc Ungeduld trieb ihn, rasch eine Entscheidung herbeizuführen und doch fürchtete er sie wieder; er glaubte noch nicht genug „das Püppchen geknetet und zugerichtet“ zu haben.

Von diesem inneren Kampf war auf seinen glatten Zügen nichts zu lesen; ein feines Lächeln schwebte wie immer um seine Mundwinkel, und verschwand auch nicht, als Clotilde ihm den Platz zwischen den beiden Gouvernanten anwies, die ihm ja im Alter am nächsten standen. Er empfing den Federball von Miß Betty, die mit ihm trotz der vorschriftsmäßigen Entfernung ein ernstes Gespräch angeknüpft hatte, dessen Perioden durch den kleinen Segler der Lüfte oft mit unwillkommenen Gedanken-

strichen unterbrochen wurden, und er warf ihn gewandt und bequem der Erzieherin des Hauses Gußlar zu, welche für den Empfang jedesmal mit einem leisen Knix quittirte, aus schuldiger Hochachtung vor einem so angesehenen Herrn, der ihr etwas zuzuerwerfen geruhte. Hier ging Alles korrekt und sicher zu; der Ball bewegte sich im schönsten Takt und kam nie zu Fall; dagegen herrschte gegenüber das bunteste Treiben, man warf und fing mit muthwilligem Ungeschied; nur bei Paul war dies Ungeschied Naturanlage. Die dicke Marianne seufzte und schwigte, wenn sie sich bücken mußte; Clotilde und Friederike stolpterten oft übereinander; um Paul rauschten und hauchten sich die Kleider; und diese Schönen im Plural versetzten ihn in einen Wirbel und Taumel, daß er kaum Muße fand, sich die Stirn zu trocknen. Er hatte keine Ahnung, daß er in diesem Augenblicke beneidet wurde; und doch beneidete ihn Werben wegen seiner munteren Nachbarinnen. Noch weniger konnte er vermuthen, daß er gehaßt wurde: und doch haßte ihn Werben, als einen Stein im Brett seiner Pläne, den er um jeden Preis fortschlagen mußte.

So ging es einige Zeit fort, dann wurde das Federballspiel durch allerlei Gesellschaftsspiele ab-

gelöst. Paul erfreute sich auch hier einer fast auffallenden Aufmerksamkeit seitens seiner Cousine; Werben trat ganz in den Schatten.

Saß er auf dem Lasterstuhl, so sammelte sie boshafte Bemerkungen ein und unterstützte dabei ihre Freundinnen, denen immer nicht gleich etwas einfallen wollte. Paul dagegen wurde mit größter Schonung behandelt und einigen Epigrammen, welche selbst die schwerfällige Marianne auf ihn zu schleudern versuchte, die Spitze abgebrochen.

Clotildens Augen funkelten vor Freude über ihre mit Meisterschaft durchgeführte Koketterie; sie bemerkte wohl den Eindruck, den sie auf Werben machte und als die Hausglocke zum Souper läutete, ließ sie ihre Freundinnen und die Gouvernanten vorausgehen und blieb im großen Saal zurück in der Ueberzeugung, daß Werben diese Gelegenheit benutzen und sie zur Rede setzen werde.

Sie hatte sich hierin nicht geirrt; in der Thürkehrte sich der Kammerherr plötzlich um und schritt auf Clotilde zu, welche einen Federball tanzen ließ und mit lauter Stimme seine Luftsprünge zählte.

„Fräulein Clotilde,“ begann Werben mit mehr Feierlichkeit, als sonst in seinem Wesen lag.

„Neunzehn, zwanzig . . . stören Sie mich nicht, Herr von Werben!“

„Doch ich habe mit Ihnen zu sprechen.“

„Einundzwanzig, zweiundzwanzig . . .“

„Es handelt sich um keine gleichgültige Sache.“

„Dreiundzwanzig . . . hops! Anne Marthe da liegt der Ball. Ich mußte schon, daß Sie mich aus dem Context bringen würden. Nun, Sie mustern mich ja als wär's große Parade. Achtung, präsentirt's Gewehr!“

Und sie hielt ihre Rakete mit beiden Händen gefaßt wie eine präsentirende Schildwache dem Kammerherrn entgegen.

„Clotilde . . . Sie haben mich heute gekränkt, absichtlich gekränkt; Sie wollen mich fühlen lassen, daß meine Freundschaft Ihnen unbequem sei.“

„Ich bin oft genug gegen Sie freundlich gewesen; man muß die Herren der Schöpfung nicht so verwöhnen. Heute dieser, morgen jener, das geht reihum wie beim Plumpsack.“

„Nicht diesen leichtfertigen Ton, Clotilde!“

„Er ist mir angeboren.“

„Nein, nein, er kommt Ihnen nicht von Herzen; es ist böse Absichtlichkeit dabei im Spiel; Sie sind mir feindlich gesinnt.“

„Ach, Herr von Werben, Sie sind ja ein so guter Herr, wer könnte Ihnen zürnen? Sie sind von einer Sanftmuth, von einer Langmuth . . man könnte Sie am blauen Bande führen.“

„Es ist keine Frage, Sie interessieren sich für den Grafen Paul.“

„Und wenn ich's thäte? Das wäre nur rational, wie Miß Betty zu sagen pflegt; er ist jung, leidlich hübsch, sanft, noch sanfter als Sie, ich liebe die sanften Männer.“

„Und Sie erfüllen dabei, wie ich glaube, einen Wunsch Ihrer Familie?“

„Liebt man denn, um die Wünsche anderer Leute zu erfüllen? Im Uebrigen irren Sie sich; mir ist bisher noch von keinem Menschen befohlen oder gerathen worden, wen ich lieben soll. Selbst Miß Betty mischt sich nicht in derartige Angelegenheiten. Das Ministerium des Innern ruht ganz in meiner Hand. Und darum wundere ich mich auch, daß Sie sich um dies Ressort kümmern. Dafür bin ich allein verantwortlich und brauche Niemandem Rede zu stehen.“

„Gewiß; es kann dies nur mit einer Theilnahme entschuldigt werden, die über freundschaftlichen Antheil hinausgeht. Sie können nicht blind

dagegen gewesen sein, wie ich mich seit längerer Zeit um Ihre Gunst bewerbe und wahrlich, Sie haben mich bisher nicht entmuthigt. Heute zum erstenmale . . ."

"Nun fahren Sie fort!"

"Heute schien es mir, als wäre Ihnen meine Freundlichkeit zur Last. Das würde mich tief schmerzen, ich verhehl' es Ihnen nicht; denn es ist mir nicht gleichgültig, ob Sie mir fremd oder gar feindlich gegenübertreten; ich hoffte, daß unsere Freundschaft mir noch eine schönere Zukunft verbürgen würde."

"Ich bin Ihnen nicht gram, lieber Werben," sagte Clotilde gutmüthig; "ein wenig Neckerei . . . Sie kennen ja das alte Sprüchwort . . ."

Werben athmete erleichtert auf, als er das freundliche Lächeln des Mädchens sah; er schalt sich im Stillen aus wegen seiner Gespensterfurcht; doch selbst die entfernte Möglichkeit eines Bundes zwischen Paul und Clotilde hatte wie ein schwerer Alp auf seiner Seele geruht und seinen sonst so klaren Blick getrübt. Er wollte indeß die Gunst des Augenblicks benutzen, um nie wieder ein Spiel müßiger Einklebungen werden zu können.

"Was Sie nicht errathen haben, Clotilde . . . vielleicht nicht errathen wollten . . . ich will es

Ihnen sagen mit aller Offenheit, wie sie ein Gefühl verlangt, das ich nicht länger verleugnen kann. Ich liebe Sie, Clotilde . . . ich weiß es, ich bin nicht jung, nicht schön, doch ich habe den heißen Wunsch, Sie glücklich zu machen, Ihnen treu zur Seite zu stehen, Sie zu schützen gegen jede Unbill des Lebens."

Clotilde hatte die Karte fortgeworfen und sah Werben mit großen Augen fragend an. Ein Antrag in aller Form . . . das war ihr noch nicht vorgekommen.

"So steh' ich, der erfahrene Mann, zagend vor dem jungen Mädchen, das über das Geschick meines Lebens entscheiden soll; doch ich kann nur wiederholen, aus voller Seele: Clotilde, ich biete Dir mein Herz, meine Hand."

Clotilde stand einige Zeit lang schweigend, sie fühlte die Bedeutung des Augenblickes; dann begann sie auf einmal in die Händchen zu klatschen und rief dabei aus:

"Das war es ja, was ich mir immer schon gewünscht hatte. Nun ist's gekommen! Lieber, einziger Mann, ich bin Dir ja schon so lange von Herzen gut . . . konntest Du an mir zweifeln?"

Werbens drückte das wilde Mädchen ans Herz und einen Kuß auf seine Lippen.

„Doch das bleibt noch zwischen uns; Papa muß langsam darauf vorbereitet werden; doch nun ist's höchste Zeit! Unser Fortbleiben erregt sonst Aufsehen und die Suppe wird uns kalt.“

Sie tänzelte voraus im Gefühl höchsten Glückes. Beim Souper war sie gegen Paul zum erstenmale freundlich ohne Uebertreibung und vermied jedes übermüthige Spiel.

Paul wußte sich diese neue Wendung in ihrem Benehmen nicht zu erklären; ihm schien die Aufgabe immer schwieriger, ein solches Räthsel zeitlebensrathen zu müssen.

Er saß neben Ottomar bei Tisch . . . kein Wort von Clarissa! Welcher Empfang harrte sein, wenn er die trostlose Nachricht nach Hause brachte! Er begann selbst das Gespräch auf Schloß Greifenberg hinzulenken . . . vergebens! Ottomar vermied absichtlich, darauf einzugehen, vielleicht aus Furcht vor dem alten Grafen.

Erst als Paul unten im Vorsaal stand, nachdem er bereits seinen eigenen, noch vom Regen schweren Rock wieder angezogen und den formlosen Hut aufgesetzt hatte, bereit in den Wagen zu steigen, da sagte Ottomar flüchtig:

„Empfehlen Sie mich zu Hause.“

Dies krgliche Wort war Alles, was er von diesem so wichtigen Besuch mit heimbrachte.

Das Wetter hatte sich inzwischen wieder aufgeklärt, der Himmel war sternenhell. Ueber den himmlischen Gestirnen suchte er das Leid der Erde zu vergessen. Er sah das Sternbild der Jungfrau und dachte ihrer mit dem bloßen Auge nicht sichtbaren Nebelflecken. Auch bei den Jungfrauen der Erde brauchte man kein Teleskop, um diese Flecken herauszufinden. Clotilde dort, Clarissa hier: der Uebermuth der einen hatte mit ihm gespielt, den Unmuth der andern fürchtete er! Welche Plagegeister, diese Jungfrauen! Aergerlich wandte er sein Auge von der himmlischen ab und fand es nur tröstlich, daß die Astronomen sie mit feiner Ironie am Himmel unter die wilden und giftigen Thiere des Zodiakus gesetzt hatten.

Fünftes Kapitel.

Der Segen Darwins.

„Tenochtitlan, zauberische Stadt, gebettet in ein paradiesisches Thal, zwischen den beiden prächtigen Seen, in denen deine Teokalli sich spiegeln, in denen schwimmende Gärten, wie die Wiegen des ewigen Frühlings hin und her schaukeln, während die Dampfsäulen der Feuerberge des Xichuatl und Popocatepetl in das tiefazurne Blau des Himmels emporsteigen, Tenochtitlan, alte Aztekenstadt . . .“

Soweit war Hugo gekommen, als er die Feder ärgerlich bei Seite warf; es fehlte ihm die rechte Stimmung. Wie gern hätte er das Bild Hedwigs, das ihm jetzt so lebendig, so beunruhigend vor-schwebte, mit in sein Romankapitel verwebt; doch es wollte durchaus nicht zu seiner mahagonifarbenen Heldin Coatla passen. Die schöne, bräunlich angehauchte Aztekin hielt seiner Phantasie nicht Stand,

sie zerfloß ihm unter der Feder. Blondes Gelock umwallte auf einmal ihre Schultern von braunrothem Marmor, und wenn sie zu ihrem Nezalhuatcojottl empor sah, so hatten ihre Augen auf einmal einen tiefblauen Schimmer unter langen, seidenen Wimpern. Hugo wollte eben in tiefes Brüten versinken, als die sonore Stimme der Frau Mutter ihn zum Nachmittagskaffee rief. Es war dies das trauliche Plauderstündchen der Familie; der Justizrath kam aus seinem Bureau und die Justizräthin vermerkte es sehr übel, wenn Hugo dann nicht am häuslichen Herd erschien.

Das Gespräch kam bald auf Hedwig.

„Sie ist Dir noch immer freundlich gesinnt,“ sagte die Mutter; „doch große Progressen hast Du im letzten Jahr in der Gunst des Mädchens nicht gemacht. Lange Zeit konnte sie Dir die unglücklichen Verse nicht verzeihen; ich bin zwar nie in Versen besungen worden, Papa war stets die reine Prosa; aber der Liebende, der seine Sonette und Terzerolen oder Triolen, wie die Dinger heißen mögen, neben mir noch einer andern Schönheit gewidmet hätte, der würde am nächsten Tage in Gnaden entlassen worden sein!“

„Na, na,“ meinte der Justizrath, „ich bin dieser

Gefahr glücklich entgangen. Versfüße zu zählen, war mir stets ein Greuel; ich habe mich nie auf andern Füßen bewegt, als auf solchen, die in den Pantoffeln stecken."

"Ich muß freilich bekennen," versetzte die Justizräthin, „daß ich Hedwig seit ihrer Rückkehr aus Paris sehr verwandelt finde; sie ist verschlossener als sonst, ihre Züge haben einen strengeren Ausdruck angenommen. Und was sie da Alles erlebt hat, ist schlimm genug. Der Doktor hat es uns erzählt, sie selbst ist sehr schweigsam. Ich habe ja stets gesagt, Paris ist ein wahres Drachennest und wer von dort nach Hause kommt, bringt stets ein paar Drachenzähne mit."

"Ich fange zu fürchten an," sagte Hugo, „daß Comtesse Clarissa Recht hat!"

"Was suchst Du denn eigentlich auf Schloß Greifenberg? Ich bin mit dem Umgang sehr wenig einverstanden. Man duldet Dich dort und — vielleicht benützt man Dich . . ."

"O nein, Mama! Clarissa ist eine feingebildete Dame und hat sehr viel Sinn für Poesie."

"Redensarten, mein Sohn! Die haben alle nicht mehr Sinn dafür als ich selbst; nur sag' ich's gerade heraus, wenn ich mich langweile."

„Mama, das ist Dir doch bei meinen Dichtungen noch nicht passiert.“

„Ich fürchte sehr, es wird mir jetzt passieren bei Deinem neuen Roman. Ein aparter Geschmack, Rothhäute zu Helden zu machen; daß Clarissa sich dafür begeistern kann, glaub' ich nicht. Doch was soll Hedwig zu diesem Umgang sagen, zu Deinen Besuchen auf Schloß Greifenberg? Muß sie nicht glauben, daß Du jetzt wieder dem schönen Schloßfräulein den Hof machst und Deine Ehre an diese fühle Aristokratin vergeudest? Mit solchem Herumabenteueru muß man ja die Gunst eines Mädchens verschmerzen.“

„Oft zweifle ich daran, ob ich sie noch besitze; Clarissa warnte mich vor Ottomar.“

„Ottomar,“ fuhr die Justizräthin auf, „der wilde Rauhgraf . . . es wäre entsetzlich; doch wer weiß, welche Greuel die Pariser Sonne ausgebrütet hat. Hedwig ist dort mit ihm zusammen gewesen, und er versteht es, Mädchenherzen zu erobern. Und in diese Familie der Atriden hineinzuheirathen! Doch nein, er wird sie gar nicht heirathen wollen; der stolze Graf wird ein bürgerlich Mädchen verschmähen.“

„Ich mache Dir mein Kompliment wegen der

„Atriden,“ sagte der Justizrath behaglich qualmend; „Du hast diesmal das Alterthum mit anerkennenswerther Korrekttheit behandelt. Das begegnet Dir nicht oft; auch muß ich Dir ausnahmsweise in der Sache selbst recht geben. Ottomar wird, wie ich sehr wohl weiß, bald darauf angewiesen sein, eine reiche Partie zu machen; da käme eine kleine Liebelei mit Hedwig überhaupt wenig in Betracht. Er thut am besten sein Augenmerk auf Greifenberg zu richten . . . und da lauert ja die Wassernixe schon im Schilf auf ihn.“

„Wenn ihn Hedwig liebt,“ sagte Hugo, „nützt mir dies Alles nichts.“

Jetzt erhob sich der Papa Justizrath in seiner ganzen Größe.

„Ein Mädchen muß vor Allem ein sicheres Lebensloos verlangen, doch was bist Du? Was hast Du? Was bietest Du? Soll sie etwa Deinem Doktorhut Respekt erweisen, wie die Schweizer Bäuerin dem Geflerhut? Du hast nicht einmal einen Lebensplan und verlangst, daß ein Mädchen sein Geschick an das Deinige fettet? Nicht einen neuen Roman bringst Du zu Stande, und das ist doch das Wenigste! Den kann jeder schreiben, den will ich auch schreiben, wenn ich nur Muße hätte . . .“

„Ich zweifle, Papa . . .“

„Das ist die Anmaßlichkeit der jungen Herren, welche da meinen, sie hätten das Genie gepachtet. Und dabei wissen sie noch gar nicht, wie's in der Welt zugeht. Ich nehme meine Altenfascikel zur Hand; aus jedem schüttl' ich ein Romankapitel. Du aber bringst ja nichts zu Ende; immer reißt Dir der Faden ab, die Charakteristik ist nichts als ein fortwährendes Gesichterschneiden, heute dies Gesicht, morgen jenes und wenn's zu arg wird mit der Frage, dann wirft der Herr Poet die Büchse selbst ins Korn. Und ein solcher fahriger Wirrkopf, der nicht einmal mit seinem poetischen Fonds für die geistig Armen sorgen kann, welche Romane lesen, verlangt, daß ein Mädchen ihm dauernden Antheil, Herz und Hand und was weiß ich Alles schenken soll.“

„Du beleidigst mich, Vater,“ sagte Hugo, der die Wahrheit, die in den Worten dieser Strafpredigt lag, nur allzusehr herausfühlte.

„Das arme Mädchen möchte einen festen Halt haben, es sehnt sich danach, Du bietest ihm keinen . . . so kommt es vielleicht auf Allotria, die Schuld fällt auf Dich.“

„So weit wollen wir doch nicht gehen,“ meinte

die Justizräthin beschwichtigend, „der Junge hat an seinen eigenen Sünden genug zu tragen; wir wollen ihn nicht noch für die Sünden anderer verantwortlich machen.“

Hugo war aufgestanden und ging im Zimmer unruhig hin und her; dann sprach er mit einem Ernst, der ihm gut zu Gesicht stand, und mit einer ungewohnten Festigkeit:

„Ich bin in jüngster Zeit oft mit mir selbst zu Rathe gegangen, und viel von dem, was mir hier in unfreundlicher Weise gesagt worden, hab' ich mir selbst sagen müssen. Ich zweifle an meinem dichterischen Talent; es ist nicht nachhaltig genug für große Werke; aber es ist vielleicht beweglich genug, um rasche Erfolge zu erringen, wie sie den Lieblingen des Tages in den Schooß fallen. Doch unrühmlich wär' es mir, mit diesen wetteifern zu wollen und auf so unsichere Grundlage will ich meine Existenz nicht bauen. Ich habe mir's überlegt, ich denke mich nächstens an unserer Nachbar-universität zu habilitiren.“

Der Vater hielt die Pfeife in der Hand und machte ein Gesicht wie ein Feinschmecker, dessen Lieblingsgericht auf den Tisch kommt.

„In jure, mein lieber Sohn?“

„Nein, im Fach der Aesthetik und Literaturgeschichte.“

„Fach?“ sagte der Vater, mißvergnügt wieder die ausgegangene Pfeife anrauchend, „es giebt im Grunde kein solches Fach.“

„Immer fährst Du dazwischen,“ sagte die Mutter jetzt, „wenn Hugo einmal gute Entschlüsse faßt. Komm zu mir, mein Sohn; Du bist ein braver Junge und es wird aus Dir auch noch etwas Rechtes werden.“

„Immerhin,“ brummte der Alte, „es ist doch ein Anfang, wenn auch kein glücklicher. Der Literaturhistoriker ist der ewige Privatdozent, wenn er nicht Alfilar und Beowulf genau kennt, und um diese Beiden hast Du Dich bisher verzweifelt wenig gekümmert. Nein, Literatur . . . das ist kein Fachkollegium, das gehört nicht zur Wissenschaft; für die muß stets ein aparter Tisch gedeckt werden.“

„Das ist ja der Jammer,“ rief Hugo, „die himmelschreiende Vernachlässigung der ästhetischen Bildung. Aesthetik und neue Literatur müssen zu den Zwangskollegien gehören.“

„Doch dieweil das Gras wächst, verhungert die Kuh,“ sagte der Justizrath, „gleichviel! Zum

ersten Male hör' ich von einem bestimmten Lebensplan, und das macht mir aufrichtige Freude."

Die corpulente Justizräthin schritt mit seltener Leichtigkeit im Zimmer hin und her. Die Thränen standen ihr in den Augen; so oft sie an Hugo vorüberging, warf sie ihm einen Blick voll freudiger Rührung zu.

Hugo hatte noch einen andern Entschluß gefaßt, es mußte klar werden zwischen ihm und Hedwig; während des letzten Jahres, ehe sie nach Paris zog, war sie ja immer freundlich gegen ihn gewesen; jene heftige Aufwallung schien vergessen. Es war zwar von Liebe nie die Rede. Hugo hatte ein paar lyrische Momente, aber er wußte nicht, ob sie von Hedwig getheilt wurden. Doch das angenehme bequeme Beisammensein, das Vorspiel der Ehe, hatte ja Beiden oft behagliche Stunden verschafft; jetzt aber, wo solche unheimlichen Gerüchte durch die Luft schwirrten, jetzt mußte sich Hedwig erklären . . . er wollte nicht länger so im Dunkeln dahinleben. Der schmachvolle Ausgang seines letzten Abenteuers mit Zoë war nicht ohne Nachwirkung bei ihm geblieben, er kam allmählig zum Entschluß sich zu beschränken. „In der Beschränkung nur zeigt sich der Meister," sagte er zu sich mit Goethe

und wandte diesen Spruch auch auf Herzensfragen an.

Er griff zu seinem Hut und begab sich in das Haus des Doktors; Hedwig befand sich in der Gartenlaube am Waldrand: sie las! Es war eine Geschichte der französischen Revolution; seit ihrem Aufenthalt in Paris beseelte sie ein fieberhaftes Interesse für jene großen Weltereignisse, deren verzerrtes Spiegelbild sie selbst mit Augen gesehen.

Sie begrüßte Hugo freundlich, doch gemessener und zurückhaltender als sonst; jetzt war sie es sich schuldig, jedes Wort auf die Waage zu legen; denn sie hatte kein Recht mehr, auch nur die leisesten Hoffnungen zu erwecken. Dem jungen Freund war heute diese Zurückhaltung doppelt empfindlich; er trocknete sich den Schweiß ab, drehte den Hut in seiner Hand hin und her, blickte dann auf Hedwig, die ihm auf einmal so fremd und auch so bedeutend vorkam, mit einem gewissen unbequemen Respekt und fürchtete, daß ihm die Stimmung für warme Herzensergüsse, die er jetzt sehr nöthig brauchte, abhanden gekommen sei; er begann ein Gespräch über die französische Revolution. Er bewunderte Hedwig, die so verständnißvoll über dieselbe sprach und ihm erklärte, daß sie jetzt erst Charaktere wie Marat

und Robespierre begreife. Ihm war das jetzt Alles sehr gleichgültig; er suchte im Stillen einen Uebergang zu der wichtigen Frage, die er auf dem Herzen hatte.

„Geschichte,“ sagte er, „ist eine sehr interessante Wissenschaft: aber im Grunde tappt sie doch immer im Dunkeln. Wir können die Chronik der Ereignisse aus den Quellen zusammenbuchstabiren; aber ihre Motive lassen sich nicht immer errathen. Daher sind die sogenannten großen Männer, denen zufällig ein Wurf gelang, doch immer schwankende Gestalten, dissolving views einer laterna magica und je nachdem das Licht von dieser oder jener Seite auf sie fällt, nimmt ihr Gesicht den verschiedenartigsten Ausdruck an. Darum lobe ich mir Kunst und Literatur. Sie schaffen dauernde Werke, die im vollen Sonnenschein der Schönheit vor uns liegen, und ich habe mich jetzt dafür entschieden, sie zu meiner Lebensaufgabe zu wählen und darüber an einer Universität zu lesen.“

„Das ist schön, das freut mich,“ sagte Hedwig mit freundschaftlicher Herzlichkeit.

„Doch auf dieser Bahn,“ fuhr Hugo ermutigt fort, „will ich nicht einsam wandeln, ich brauche eine anmuthige Begleitung, die mich stärkt und

tröstet, mir den Fleiß lohnt und das Leben schön macht! Hedwig, es ist ein Tag großer Entschlüsse und Entscheidungen . . ."

Hedwig war aufgestanden, innerlich beängstigt von der Erklärung, die sie voraussah und machte eine leise abwehrende Bewegung.

"Willst Du, die Gespielin meiner Jugend, auch meine Begleiterin durchs Leben sein? Mein Sinn ist gewendet; ich bin nicht mehr ein irrender Ritter, der bald für diese, bald für jene Dame kämpft; Dich aber hab' ich stets geliebt und wenn Du das entzückende Wort sprichst, das mich beseligt: dann ist meinem Herzen der Frieden, meinem Leben Ruhe und Seligkeit gesichert."

"O nicht dies, nicht dies," sprach Hedwig mit stillem Schmerz vor sich hin.

"Stoß' mich nicht wieder hinaus in die Strömung," fuhr Hugo fort, "wenn ich mich ans rettende Ufer flüchten will."

"Wie unerwartet kommt diese Erklärung! Konntest Du sie nicht Dir, nicht uns ersparen? Wie konnt' ich darauf gefaßt sein, daß so plötzlich aus jahrelangem freundlichem Verkehr ein solcher Wunsch herauswachsen würde? Haben wir je die Sprache der Leidenschaft gesprochen? Oder lag es

wie die stille Ahnung eines schöneren Glückes über unserm Zusammensein? Irgend ein Zauber, ein Schleier, das ungelöste Räthsel der Liebe? Nein, Hugo, ein zögerndes Geständniß, das Jahre lang wartet, hat sich seines Rechtes begeben; ein solcher Falter, der im Winter aus seiner Hülle schlüpft, darf sich nicht wundern, wenn er nur Schnee und Eis um sich findet."

"Der Wunsch der Eltern . . ." stotterte Hugo.

"Ich habe ihm gegenüber mich einmal fest und bestimmt erklärt: damals glaubt' ich nicht, daß es auch der Deine sei. Nein, Hugo, gieb mir die Hand, wir wollen gute Kameraden bleiben, wie wir es stets gewesen sind."

Entrüstet lehnte Hugo die dargebotene Hand ab; er fühlte sich im Innersten verletzt; seine schlimmsten Befürchtungen waren eingetroffen. "Du liebst einen Andern," sagte er mit kalter Verbitterung.

"Und wenn dies wäre, ist es nicht mein gutes Recht? Und überdies . . . kommt die Liebe nicht über uns wie eine Schickung? Wir dulden still, was sie über uns verhängt, Leid und Glück; wir sehen auf zu ihr wie zu den Gestirnen, deren stilles Wandeln Tag und Nacht heraufführt. Hülflos

und willenlos zu sein, sonst bittere Noth, hier ist's nur süße Lust! Das Unabwendbare, das uns sonst erschreckt, beseligt uns mit seinem entzückenden Zwang."

Die Verklärung, die bei diesen Worten auf den strahlenden Zügen des Mädchens lag, erbitterte Hugo noch mehr.

"Nun, ich glaube meinen Nebenbuhler zu kennen und wie ich ihn kenne, wird er Dich ins Verderben stürzen, dann wirfst Du vergeblich Dich nach der rettenden Hand des Freundes umsehen. Ich bin kein Brackenburger und werde mich nicht vor den Augen des Mädchens so hinschleppen: ich werde zur Rechenschaft ziehen, wer mir den Weg kreuzt."

"Hugo, ich beschwöre Dich bei unsrer langjährigen Freundschaft, nähre keinen Groll gegen mich!"

"Ich bin zu schwer gekränkt, ich kann Dein Freund nicht mehr sein; der eine Augenblick hat mir ja auch alles Glück der Vergangenheit vergiftet. Lebewohl . . . Du wirst von mir noch hören."

Und Hugo entfernte sich mit festem Schritt, während Hedwig tiefbekümmert den Jugendfreund

mit ihren Blicken verfolgte, als er durch die Gänge des Gartens dahinschritt. Es war ihr weh ums Herz; sie hatte einen treuen Kameraden verloren.

Raum hatte Hugo die nächste Straßenecke erreicht, als er noch einmal rückwärts blickend bemerkte, wie Ottomar in den Vorgarten des Doktorhauses trat. Das brachte sein Blut in Wallung, er mußte Gewißheit haben. Zwischen Gartenmauern hindurch führte der Weg in das Wäldchen, welches an den Garten des Doktors grenzte und seinen Arbeitspavillon überschattete. Geräuschlos glitt Hugo über den Rasen des Waldes und verbarg sich dicht am Gitter des Gartens im Gebüsch; vom ansteigenden Berghang herab konnte er über dasselbe hinwegsehen und jedes Wort, das dort gesprochen wurde, klang vernehmlich in sein Ohr.

Ihm war zu Muth wie einem an den Pfahl gebundenen Märtyrer, zu dem die Flammen immer drohender, immer vernichtender emporstiegen und dessen unsägliche Schmerzen von Minute zu Minute wuchsen.

Da gingen sie Arm in Arm durch den Garten, da drückten sie sich ans Herz und tauschten glühende Küsse.

War das seine Hedwig, die freundliche, aber so zurückhaltende Hedwig, die dem Grafen gegenüber so innig, so hingebend war? So hatte er sie nie gesehen, in den langen Jahren ihrer Freundschaft; ihr Wesen war harmonisch, anmuthig, aber doch von kühler Ruhe. Jetzt war sie völlig verwandelt. Der raschere Athemzug der Leidenschaft, der raschere Schlag der Pulse gab ihrer Schönheit einen verführerischen Reiz. Und das Alles konnte ihm gehören; er hatte ein Recht darauf, wenn dieser Marder nicht in seinen Taubenschlag gebrochen wäre.

„Du warst bereit mir das Leben zu retten,“ sagte Ottomar, „ich will es Dir in einem höheren Sinn danken. Leben um Leben, Herz um Herz . . .“

„Wie ich Dich liebte,“ sagte Hedwig, „seit ich Dich zuerst gesehen; es war ein still und heimlich Glück, Dein zu gedenken, um Dich zu hangen. Jetzt ist es anders: geheim noch vor der Welt, aber offen kann das Herz zum Herzen sprechen.“

„Mir ist zu Muth,“ versetzte Ottomar, „wie einem, der nach langen Irrfahrten zur Heimat zurückkehrt; mein Leben war eine Odyssee; jetzt seh' ich den Rauch von Sthaka, der sich zum tiefblauen Himmel kräuselt.“

Und wieder drückte er das liebe Mädchen ans Herz. Hedwig aber legte das Haupt an seine Brust, um ihre Thränen zu verbergen, Thränen eines Glückes, das so entzückend in ihr Leben trat.

Ein leichtes Rascheln im Gebüsch störte sie auf.

Hugo hatte genug gesehen und gehört und verließ sein Versteck.

Sein Groll gegen Ottomar schlug in hellen Flammen auf. War ihm dieser doch noch Genugthuung schuldig für schwere Mißhandlung. Im langen Kriegsjahr hatte der junge Doktor Zeit darüber nachzudenken, und er wurde das peinigende Gefühl der erhaltenen Unbill nicht los. Er machte sich Vorwürfe, daß er damals gezögert, diese Genugthuung zu fordern. Doch Ottomar war ja schon am nächsten Tage in den Krieg gezogen. Damals hatte er sich mit dem Vorrecht des Genies entschuldigt: es hieß ja die Mit- und Nachwelt schädigen, wenn er sich in Gefahr stürzte und diese Gefahr für ihn verhängnißvoll wurde. Hatte das Genie nicht andere Pflichten als der gewöhnliche Sterbliche? Doch immer fühlte er die raue Hand Ottomars, der ihn am Kragen faßte und ihn schüttelte; es war in ihm ein unauslöschliches Gefühl der Beschimpfung, er mochte sich wenden wie

er wollte. Er legte dies Gefühl in die Retorte seiner Dialektik, doch es wollte sich nicht verflüchtigen, es blieb stets ein unerquicklicher Rest. Und wenn er auch an seinem Genie nicht irre wurde, so mußte er sich doch sagen, daß die Grausamkeit der Natur ja manche schöne Blüthen und Früchte verkümmern läßt und daß auch schon manches Genie zu Grunde gegangen ist. Es traten Andere an seine Stelle. Niemand klagt um den Verlust, da Niemand die Verheißung des glänzenden Gewinns kannte. Und doch sollte der Untergang des Herrlichen die Welt mit Trauer füllen . . . nichts tragischer als eine im Keim erstickte Unsterblichkeit!

Der junge Dichter kam allmählig zur Ueberzeugung, daß sein Ruhm ein Traum der Zukunft, sein Schimpf eine handgreifliche Wahrheit sei. Da gab es nur eine Genugthuung . . . diejenige mit der Waffe in der Hand! Ein Vorurtheil . . . eine Thorheit, denn der Beleidiger konnte Sieger bleiben, dem einmal Gefränkten noch schlimmeres Weh zufügen . . . gleichviel! Er hatte das Gefühl, daß er den rauhen Griff Ottomars nicht mehr spüren werde, wenn er erst ein Pistol auf ihn abgefeuert haben würde.

Raum hatte er des Grafen Rückkehr erfahren, als der Gedanke ihn herauszufordern sich wieder in ihm regte: jetzt aber, jetzt, wo jener ihm noch dazu Hedwigs Herz geraubt, wäre jedes Zögern ein Verbrechen gewesen. Es war keine Schein- und Traumwelt der Romantik, die ihn umgab, die er in seinen Dichtungen verwerthen wollte: Hedwig war ihm nie eine Romanfigur gewesen, niemals ein Modell für ein interessantes Kapitel: sie war ein Stück von seinem Leben selbst und jetzt erst fühlte er, welche gewaltige Lücke ihr Verlust in dasselbe zu reißen drohte.

Und doch konnte er sie vielleicht wiedergewinnen, den Gegner entwaffnen, aus dem Wege räumen . . . der furchtbare Ernst des Lebens trat an ihn heran.

Sein Entschluß war gefaßt, er begab sich zu einem Kommilitonen, einem jungen Gerichtsbeamten und Offizier der Reserve, und verabredete mit ihm Alles, was ihm für die Entscheidung durch die Waffen erforderlich schien.

Die Liebenden hatten keine Ahnung davon, daß ihnen wie ein Räuber im Walde ein Lauscher aufslauerte, der bereit war, die Mordwaffe zur Hand zu nehmen.



Zwar konnte Ottomar überzeugt sein, daß Hedwig ihm voll und ganz vertraue; gleichwohl bestand er selbst darauf, ihren Vater ins Geheimniß zu ziehen und sich seiner Zustimmung zu versichern.

Der Doktor war von seiner Besuchstour nach Hause zurückgekehrt. Hedwig erblickte ihn, wie er am Fenster des einen Parterrezimmers herausgebeugt einige Ranken beschneitt.

Sie eilte voraus, um Ottomar anzumelden.

Der Doktor machte Platz für den Besuch, indem er von Tisch und Stühlen hier einen Folianten, dort einen Bilderatlas fortschob, den einen mit menschlichen Skeletten, den andern mit Megatherien, Ichthyosaurern und allerlei vorsündfluthlichen Geschöpfen reich ausgestattet. Rasch griff er zum Hammer, um den wackeligen Nagel fester zu klopfen, an dem das Bild Darwins, des großen Meisters, hing.

Hedwig trat zugleich mit dem jungen Grafen ein. Die Luft war schwül . . . der Doktor ahnte Unheil. Und in der That, Ottomar faßte Hedwigs Hand; er setzte sich nicht nach der Aufforderung des Arztes, sondern sagte stehend:

„Ich komme diesmal auch als ein Verwundeter zu Ihnen, verwundet von Pfeilen der Liebe,

in Ihrer Hand liegt die Heilung. Ich komme Sie um Ihre Zustimmung, um Ihren Segen zu bitten; ich liebe Ihre Hedwig!"

Doktor Foller war sprachlos vor Ueberraschung; ihn hatte zwar schon oft der Gedanke gepeinigt, Hedwig hege eine stille Liebe zu dem vornehmen Herrn und dieser Don Juan könne sich die Neigung des Mädchens vielleicht in verwerflicher Weise zu Nutzen machen. Der Graf war eine Art von Alp, der seine Nachtruhe störte und erschien ihm unter verschiedenen Schreckbildern in seinen Träumen; doch daß er so vor ihn hintreten, um Hedwigs Hand anhalten würde, das war eine Vision, die er bisher noch nicht mit des Geistes Augen gesehen hatte.

Oh' er sich's versah, lag die Tochter schluchzend in seinen Armen.

Dem Doktor blieb auch kein Ausweg . . . er war gerührt und drückte die Hände des jungen Paars. Doch das war erst die Einleitung und noch nicht der Segen, jetzt mußte Ottomar sich niedersehen und wenn Hedwig einen Wink ihres Vaters richtig verstand, so sollte sie dem weiteren Gespräch nicht beiwohnen. Sie verließ das Zimmer

mit einem Blick innigster Zärtlichkeit, der diesmal nicht Ottomar, sondern ihrem Vater galt.

„Ihr Antrag ehrt mich,“ sagte der Doktor; „ehrt mich in hohem Maße; gleichwohl erlauben Sie mir, einige Bedenken auszusprechen.“

„Ich selbst,“ versetzte Ottomar, „muß noch eine Bitte an Sie richten, die Bitte, meinen Antrag zunächst als Geheimniß bewahren zu wollen. Es genügte mir nicht, Hedwig mein Wort zu geben; ich wollte es auch Ihnen, dem Vater, geben und Sie zum Bürgen meines Versprechens und unseres Glückes machen; doch meine eigenen Familienverhältnisse bedürfen der Klärung, vorher möcht' ich vor meinen Vater nicht hintreten mit dem Geständniß meiner Liebe und meiner Wahl!“

„Doch ohne seine Zustimmung . . .“ warf der Doktor ein.

„Er kann sie nicht verweigern . . . doch ich möchte, um sie zu erlangen, einen günstigeren Zeitpunkt wählen.“

„Herr Graf! Ihre Familie muß wünschen, daß Sie eine andere Wahl treffen, im Interesse des finanziellen Glanzes und der diplomatischen Laufbahn; ein bescheidenes, bürgerliches Mädchen würde

zu einem Hemmschuh für Sie werden. Ich spreche nicht von dem Wegleben'schen Erbe . . ."

Ottomar machte eine vornehm ablehnende Bewegung.

"Ich spreche von Ihren ganzen Lebensverhältnissen. Sie sind reich . . . wohl! Doch die Stellung eines Botschafters, und das ist doch wohl das Ziel, dem Sie nachstreben, verlangt noch größeren Reichthum und vor Allem die Repräsentation einer vornehmen Frau: man würde diese Stellung Ihnen vielleicht um Hedwigs willen verweigern. Ich bin ein großer Anhänger der Rassen-theorie und ich meine, daß sich auch im menschlichen Leben die Rassen scharf sondern durch aparten Verkehr, durch verschiedenartige Gewohnheiten des Daseins; ja daß sich zuletzt gewisse Merkmale herausbilden, die sich mit Händen greifen lassen. Da der Mensch indeß vor dem Thierreich einige Vorzüge hat, vor Allem die Vernunft und damit auch die Unvernunft, so kommt zu dem äußeren Rassenunterschied der innere hinzu: die fixe Idee; die gehört zu den inneren Merkmalen der Rasse. Man nennt sie Standesgeist, Corpsgeist, Gemeindefinn . . . was weiß ich! Und die fixen Ideen wirken im höchsten Maße abstoßend aufeinander, die Anziehungskraft

der Herzen bekommt da einen bedenklichen Gegenstoß."

"Ich werde mein Weib," versetzte Ottomar, „zu schützen wissen gegen jedes Vorurtheil, das ihr zu nahe zu treten wagte. Mir ist klar, wo ich das Glück meines Lebens zu suchen habe."

"Und noch eins, Herr Graf, Sie nehmen mir's nicht übel, ich bin nun einmal Naturforscher überall, auch auf jenen Gebieten, wo die Natur geächtet ist. Ich glaube nicht an die Wandlung der Charaktere; die Wandlung der Arten vollzieht sich, soweit sie stattfindet, langsam im Lauf der Jahrtausende; doch wir sterblichen Menschen sind und bleiben, was wir sind, vom ersten Athemzug bis zum letzten. Wir können uns über uns selbst täuschen; das Licht, das auf unser Inneres fällt, kann aus einem falschen Beleuchtungswinkel fallen; aber der wird durch das Leben bald wieder zurechtgerückt."

"Sie meinen?"

"Ich meine, daß Sie, Herr Graf, kaum für das stille Glück der Ehe und der Häuslichkeit geeignet sind; es liegt nicht in Ihrer Natur, sich zu beschränken; Sie sind daran gewöhnt, sich wechselnden Eindrücken hinzugeben; es liegt in Ihrem ganzen Geschlecht ein feuriger Sinn, der über das Ge-

wöhnliche, Alltägliche hinausstrebt; Sie gehören zu den Salamandernaturen, die nur im Feuer sich wohl fühlen; und das Feuer des häuslichen Herdes ist keine der elementarischen Mächte, welche derartige Naturen beseligen. Solcher Feuergeist läßt sich herabstimmen auf Tage, auf Monate, doch nicht auf immer! Sie kennen das biblische Wort vom alten Adam! Der alte Adam . . . das ist der unwandelbare Kern des Menschen; das ist der elastische Urcharakter, der immer wieder zusammenschnellt, wenn man ihn mit allen Hilfsmitteln der Pädagogik und der Moral auseinandergezerrt hat. Mit einem Wort, ich zweifle, Herr Graf, daß Sie Talent zur Ehe haben, zur Ehe mit einem bürgerlichen Mädchen, das an die freiere Bewegung der höhern Kreise nicht gewöhnt ist."

"Ich ehre Ihren Freimuth," versetzte Ottomar. "Sie berühren Bedenken, die mir durchaus nicht fremd sind; ich habe mich aber innerlich durchgekämpft, Herr Doktor, und wenn das auch nicht in Ihrem Naturevangelium steht, so glaube ich selbst an solche Wandlung. Der Anblick der furchtbaren Wildheit der ihrem brutalen Instinkt folgenden Massen hat meinen Sinn mehr nach innen gekehrt und in der Einsamkeit des Pariser Gefängnisses ist

es über mich gekommen wie eine innere Offenbarung. Ich glich jenen Somnambulen jenseits des Oceans, denen auf einmal ihr Inneres sich erschließt, daß sie Hirn und Herz wie von Feuerlinien gezeichnet, in magischer Beleuchtung vor sich sehen, während uns Menschen sonst in wunderbarer Weise das Allernächste, unser Inneres, zu sehen versagt ist."

Der Doktor zuckte mit den Achseln und warf einen Blick auf Darwin: Alles was an Mysticismus erinnerte, erregte ihm körperliche Beklemmung.

"Ich spreche," fuhr Ottomar fort, „natürlich nur von der Einsicht in mein eigentliches Wesen, meinen Charakter, mein Temperament. Auf der Bahn, die ich jetzt betreten habe, fortzuwandeln, kann mich nichts mehr ermuthigen, als eine Begleiterin von dem sanften und doch festen Charakter, wie Ihre geliebte Hedwig. Ich fürchte den alten Adam nicht; die junge Eva hat sich schon einen neuen geschaffen und auch das neue Paradies wird uns nicht fehlen."

"Ich bin überzeugt," sagte der Doktor nicht ohne Rührung, „daß Sie meine Tochter glücklich machen wollen. Auch ich muß Ihnen, ehe Sie sich dauernd binden, eine Eröffnung machen. Hedwig

ist nur mein Adoptivkind, obſchon ſie von früheſter Kindheit an mir gehört."

"Nicht Ihre Tochter?" fragte Ottomar verwundert.

"Und ich darf Ihnen das nicht verſchweigen; ſie iſt von niedrigſter Herkunft, ein Kind des Volkes . . ."

"Das ändert nichts," ſagte Ottomar; "ſie führt Ihren Namen, ſie iſt vor der Welt Ihre Tochter."

"Wenn Sie die Papiere Hedwigs einſehen wollen . . ." ſagte der Doktor an ſeinen Schreibtisch tretend.

"Das hat Zeit," verſetzte Ottomar, "ein Kind des Volkes . . . was kümmert mich da ein Name, der ihr nicht mehr zukommt? Und Hedwig weiß es?"

"Sie weiß es nicht, Graf . . . und ich bitte Sie darum, es ihr zu verſchweigen. Sie ſelbſt müſſen davon unterrichtet ſein, meine Pflicht war's, Ihnen es mitzutheilen; Sie müſſen erfahren, welches verſehnte Gut Sie unter der Grafenkrone bergen; aber . . . es würde ein leiſer Schatten auf Hedwigs Liebe zu mir fallen . . . leiſ, unmerklich. Ihr Dank für Alles, was ich für ſie gethan, würde waſſen; aber ich würde für ihre Kindesliebe nicht mehr das Eine und Letzte auf Erden ſein; ſie würde gleich-

sam über mich hinaus denken, und in ihr Leben, das jetzt so klar und sonnig vor ihr liegt, würde ein beunruhigendes Räthsel treten."

"Seien Sie überzeugt von meiner Verschwiegenheit!"

"Ich danke Ihnen," sagte der Doktor, der jetzt aufstand und dem Grafen die Hand reichte, wobei seine Augen durch einen etwas wolfigen Flor blickten. "Ich habe meine Bedenken offen geäußert," fuhr er fort; "doch im Stillen hab' ich auch Grund, mich zu freuen. Denn wenn ich selbst meine Theorie befrage, jene Konstellation der neuen Astrologen, welche die himmlischen Häuser und Figuren längst in Fleisch und Blut der Menschen verlegt haben, so lautet die Antwort günstig für den neuen Bund: ich stelle das Horoskop auf ein harmonisches Geschlecht, in welchem sich die Vorzüge der Eltern ergänzend vereinigen."

Und der Doktor ging hinaus, rief Hedwig und legte ihre Hand in diejenige Ottomars. Wieder stand eine Thräne in seinen Augen; doch er trocknete sie rasch und richtete den Blick auf das Bild Darwins, als wollte er den Segen seines Heiligen auf diesen Bund herabbeschwören.

Sechstes Kapitel.

Ein Rendezvous im Walde.

Nicht angenehm wurde Ottomar am nächsten Tage überrascht, als der Kartellträger Hugo's zu ihm kam und ihm eine Forderung auf Pistolen überbrachte, denn er war eben im Begriff, nach der Residenz zurückzueilen. Gleichwohl empfand er, daß hier eine unausgeglichene Schuld vorliege aus jener Zeit, wo er seiner wilden Laune rücksichtslos folgte und daß der junge Doktor ein nicht verjährtes Recht habe, ihn zur Rechenschaft zu ziehen. Davon hatte er keine Ahnung, daß Hugo in ihm einen Nebenbuhler um die Gunst Hedwigs hasse, er dachte nur jener Begegnung in der Villa, jener in der Welt und in seinem Herzen verschollenen Zoë; er glaubte sogar bei ruhiger Erwägung, daß er dem jungen Manne damals Unrecht gethan; denn gewiß

wäre er nicht so zudringlich gewesen, wenn ihn das schöne wilde Mädchen nicht durch Koketterien er-muthigt hätte; ja vielleicht war er kein so unglücklicher Bewerber gewesen, wie ihn Zoë mit einem verächtlichen Achselzucken damals hingestellt und gemeinsamem Gelächter preisgegeben hatte. Nach dem Abenteuer in Paris glaubte Ottomar nicht mehr an Zoë's Treue.

Der Dichter selbst war in höchster Aufregung . . . vergebens griff er zur Feder um das Opferfest in Tenochtitlan zu schildern; Alles gerieth ihm so modern; die Aztekenfürsten sprachen wie Referendare und Legationssekretäre, der Oberpriester wie ein Mitarbeiter der evangelischen Kirchenzeitung, und Taotla pries die Schönheiten von Xaxaca wie ein Tourist, der seinen Pinsel in Jean Paul'sche Farben taucht und hatte Gedanken über das menschliche Leben, wie sie Töchter höherer Stände in ihren Stammbüchern aussprechen.

„Es geht nicht mit den Azteken,“ sagte Hugo die Feder fortwerfend; „meine Poesie wäscht ihnen die braune Naturfarbe ab und sie erscheinen so kaukasisch, daß es zum Verzweifeln ist.“

Er nahm seinen andern Roman wieder vor; doch er war nicht in der Stimmung, ihn fortzu-

setzen und das Leben abzuschreiben wie bisher oder gar durch eigene Thätigkeit für neuen Romanenstoff zu sorgen. Sein Schlußkapitel mit Joß war gar zu kläglich ausgefallen.

Jetzt freilich war er an einem sehr romantischen Wendepunkt seiner Biographie angekommen. Doch er hätte es für eine Entweihung gehalten, die neuen Erlebnisse, die er durchgemacht hatte oder die ihm bevorstanden, für seine Dichtung auszuheuten. Dazu stand ihm Hedwig und seine Liebe zu hoch.

Doch über das Duell dachte er nach, über dies vom Gesetz verworfene und doch von der Meinung der ersten gesellschaftlichen Kreise geforderte Mittel der Selbsthülfe. Bisweilen neigte er sich zu den Ansichten Falstaffs über die Ehre hin, die kein Bein und keine Arme ansehen, den Schmerz keiner Wunde stillen könne, die auch nie mit den Lebenden lebe, weil die Verleumdung es nicht zugebe.

„In der That,“ sagte er, „heute schlag’ ich mich, um meine Ehre zu retten und morgen oder übermorgen wird sie mir von irgend Jemand hinter meinem Rücken wieder abgeschnitten. Und wenn ich wirklich im Unrecht bin und brutal gehandelt habe: werde ich dann damit entschuldigt, wenn ich

meinen Gegner noch dazu über den Haufen schütze? Das Duell," sagte sich Hugo, „ist jedenfalls ein unlogischer Ueberrest aus der Zeit der Zweikämpfe und Gottesgerichte, unlogisch um so mehr, als auch die Logik des Staates ihm gegenüber Schiffbruch leidet, denn es wird gleichmäßig der Offizier bestraft, der sich nicht schlägt und derjenige, der sich schlägt. Im offenbarsten Widerspruch steht es aber mit dem Christenthum, welches verlangt, daß man demjenigen, der uns auf die eine Backe schlägt, die andere hinreiche. So ist es eine Zwickmühle, in die man geräth: man muß seinen Menschenverstand und die ganze christliche Liebe aufgeben, nur um die gute Meinung vieler Sterblichen zu retten, an denen einem im Grunde wenig genug gelegen ist. Und doch ist mir wohl ums Herz, daß ich dem Grafen mit der Pistole entgegentreten kann. Ist's nicht die alte Unbill, so ist's die neue schlimmere, welche Sühne verlangt."

Hugo war so gewöhnt, sich selbst zu zergliedern, auch wenn es nicht einen Gewinn für seinen Roman galt, daß er auch jetzt alle seine Empfindungen unter die Lupe nahm, seine Kühnheit abwog gegen die beharrliche Trägheit, die sich gegen die Gefahr sträubt, seinen Todesmuth gegen die Lust am Leben

doch er erkannte, daß diesmal sein Groll gegen Ottomar alle anderen Rücksichten überwog und daß er, wie er sich selbst sagte, das brutale Vergnügen, welches andere darin finden, ihre Gegner mit der Faust zu bearbeiten, diesmal auf den bevorstehenden Waffengang übertrug.

Als die entscheidende Stunde geschlagen hatte, erklärte er zu Hause, daß er mit seinem Freunde eine Spazierfahrt nach dem Forsthäuschen in den Wald machen werde; doch er war so erregt, daß die Mutter besonders ihn mit prüfenden Blicken ansah.

„Es ist nicht recht geheuer mit Dir, Hugo,“ sagte sie, „Du siehst aus, wie ein krankes Huhn.“

„Nichts, Mutter! Ich habe mich überarbeitet; wenn man Docent werden will, da darf man schlummerlose Nächte nicht scheuen; die frische Luft wird mir wohlthun.“

Und er drückte einen herzhaften Kuß auf die vollen Lippen seiner Mutter; doch im Herzen war es ihm weh zu Muthe.

„Was hat nur der Zunge?“ sagte die Frau Justizräthin zu ihrem Gatten, der etwas lebhaftes Buge aus seiner langen Pfeife that.

„Irgend ein Liebeskummer,“ meinte der alte

Herr; „ich fürchte fast, Hedwig will nicht darauf warten bis er Professor geworden ist, und Sitz und Stimme in der Fakultät hat. Ich nehm's dem Mädchen nicht übel: es könnte noch lange dauern, bis ihm die bunte Toga um die Füße schlottert.“

Es war eine einsame Lichtung im Walde, wo sich die Gegner treffen sollten. Hugo war der erste; er ging auf und ab in düstern Todesgedanken; das schmetternde Lied der Vögel ertönte aus den Wipfeln; ein aromatischer Hauch entströmte der Blumenwiese; er selbst, noch so jung, mit so berechtigten Ansprüchen an das Leben . . . er sollte scheiden von dieser schönen Welt? Er athmete tief auf, als wollte er noch einmal mit voller Brust den Lebenshauch einsaugen, der vom Himmel und Erde ihm berauschende Grüße zuwehte.

Dann aber dachte er der alten und neuen Unbill, die ihm zugesügt worden, und seines guten Rechtes: doch hinter den Sieg der gerechten Sache mußte er bald wieder seine Fragezeichen setzen. Die Geschichte weiß eben so oft von ihren Niederlagen zu erzählen und was die ultima ratio regum betrifft, so ist ein guter Hinterlader auch bei der schlechtesten Sache beweiskräftiger, als ein altes Feldgeschütz, das für Wahrheit, Freiheit und die

höchsten Güter der Menschheit seine schwerfälligen Ladungen in die Lüste pufft. Im Zweikampf aber gilt die feste Hand, das geübte Auge . . . und Hugo sagte sich mit einem wehmüthigen Blick auf den Pistolentasten, den sein Sekundant im Arme trug, daß ihm beides fehle und daß er in diesem Duell mehr Scheibe als Schütze sein werde.

Auf dem benachbarten Waldweg rollte indeß ein Wagen heran, der den Grafen Ottomar und seinen Sekundanten Werben, sowie den Arzt auf das Feld des Kampfes führte.

Jeder Versuch zur Versöhnung scheiterte an Hugo's Hartnäckigkeit.

Die Pistolen wurden geprüft, die Distanzen genommen, der Ruf „Feuer!!“ ertönte . . . und er mußte dreimal ertönen . . . denn so lautete die Forderung.

Ottomar wollte nicht treffen; Hugo traf nicht . . . so verlief der Zweikampf unblutig; die Sekundanten erklärten, daß der Ehre genug gethan sei.

In die dargebotene Hand des jungen Grafen indeß wollte Hugo nicht einschlagen; er ahnte die Großmuth, die dieser im Kampfe gezeigt . . . und empfand sie als eine neue Kränkung. Da stand er ja vor ihm, der stolze, siegreiche Nebenbuhler, was

half der Kugelwechsel? Nur die unsichtbaren Dryaden, wenn sie noch in den Baumstämmen hausten, waren getroffen worden. Von dem überlegenen Feind geschont zu werden . . . das ist ein demüthigendes Gefühl. Und was war denn anders geworden als vorher?

Und doch Hugo hatte sich korrekt benommen; der Graf selbst mußte ihn achten. Korrektheit im Leben, sagte er sich, ist die Hauptsache; man hat das Gefühl, als ob man reine Wäsche angezogen hätte. Obgleich das Duell ein Geheimniß bleiben konnte, so glaubte Hugo doch im elterlichen Hause den Schleier lüften zu müssen, es gab ihm doch ein gewisses Ansehen. Die Mama schloß ihn gerührt ans Herz; der Papa qualmte ruhig weiter . . man sah ihm nicht an, ob aus Behagen oder Mißvergnügen.

Die Ursache des Zweikampfes aber ließ Hugo im Dunkeln, die Mama konnte sie nur errathen mit ahnungsvollem Verständniß.

„Où est la femme? fragen sie jetzt in Paris bei jedem politischen und sonstigen Skandal. Nun, wir sind glücklicherweise auch schon so weit: und nicht einmal die Pariser Giftblumen tragen die Schuld, sondern unsere Mädchen, die wie die Lilien

im Felde blühen. Gelegentlich soll sie's doch erfahren, daß Du um ihretwegen . . ."

„Wer sagt Dir dies denn, Mutter?"

„Mein kleiner Finger hier . . . und die weiblichen Geschöpfe sind sehr empfänglich dafür, wenn sie erfahren, daß man sie eines Schusses Pulver werth gehalten hat."

Graf Ottomar hatte noch mehr Ursache als Hugo zu wünschen, daß die kleine Affaire verborgen bliebe; er hatte nothwendige Förmlichkeiten vernachlässigt, wie die ehrengerichtliche Entscheidung, theils um die Sache nicht länger hinauszuschieben, theils weil es ihm peinlich gewesen wäre, über den ersten Anlaß des Duells sprechen zu müssen.

Dennoch hatte Förster Stromer, der Alles was in Waldbach vorging, mit frampfhafter Spannung beobachtete, vom sicheren Buschversteck aus den Vorgang mit angesehen; er hatte dann mit einem befreundeten Inspektor von Waldbach darüber gesprochen; von diesem erfuhr es Meide, der die wichtige Nachricht bald nach Schloß Greifenberg brachte.

Als Hugo das nächste Mal dort erschien, vergaß Clarissa sogar, ihn zu fragen, wie sich Taotla befinde und wie weit das Opferfest in Tenochtitlan

vorgeschritten sei; mit einer Aufregung, die Hugo nie bei ihr bemerkt hatte, rief sie ihm gleich bei der ersten Begrüßung zu:

„Sie haben sich geschlagen?“

Hugo war überrascht, er versuchte zu leugnen.

„Ich weiß Alles . . . und geschlagen mit Graf Ottomar.“

Der junge Dichter war gar nicht so unzufrieden damit, daß man hier von seiner Heldenthat wußte; er suchte nur mit den Achseln, man konnte darin eine Ablehnung, ein Eingeständniß sehen.

„Und der Grund, wenn die Freundin fragen darf?“

Clarissa nahm einen einschmeichelnden Ton an.

„Eine frühere feindliche Begegnung . . . schon vor dem Kriege,“ sagte Hugo.

„Nein, nein,“ versetzte Clarissa heftig; „daß weiß ich besser: es geschah um der schönen Hedwig willen, er liebt sie.“

„Mag er sie lieben, was kümmert's mich?“ versetzte Hugo ausweichend.

Den ganzen Abend blieb die junge Comtesse einsilbig und verdüstert. Hugo war geistreich wie immer, sein Selbstgefühl war seit dem Duell im

Walde gewachsen; er brachte, wie er sich selbst sagte, im Gespräch einige geniale Wendungen an, doch vergeblich. Clarissa sprach immer nur von Hedwig und Ottomar, und versetzte Hugo in ein so wirksames Kreuzfeuer, daß er mehr sagte, als er sagen wollte. Auch mußte er bestätigen, daß der junge Graf wieder nach der Hauptstadt abgereist war.

Raum hatte Hugo das Schloß verlassen, als Clarissa, mit Thränen kämpfend, sich in ihr Gemach zurückzog. Ottomar hatte sie nicht aufgesucht, nicht einmal Pauls Besuch erwiedert; er hatte sich geschlagen für ein anderes Mädchen; alle ihre schönen Träume waren vernichtet.

Sehr spät am Abend, im Nachtgewand, in den Händen die Kerze, schritt sie wie ein Schloßgespenst durch die Gänge zu ihrer Mutter, die sich noch nicht in ihre Gemächer zurückgezogen hatte, weil sie, wie öfter geschah, im Salon eingeschlafen war.

„Mutter laß morgen die Koffer packen, wir reisen ins Bad! Du hast es mir längst versprochen. Meine Ersparnisse sollen die Kosten der Reise tragen.“

Die Gräfin Mutter rieb sich die Augen und ihre Papilloten raschelten wie verwundert.

„Kein Widerspruch . . . es ist mein ernstester

Entschluß. Du wirst mich doch nicht allein reisen lassen?"

Zwei Tage darauf war Graf Paul der einzige Bewohner des Schlosses und wurde in seinem Studium nur noch durch die Brummfliege gestört, die um den Erd- und Himmels-Globus summt.

Siebentes Kapitel.

Ein Auferstandener.

Einige Wochen waren seit diesen Vorgängen verfloßen. Roth's Abendlicht lag auf den Nebenhügeln und Waldbergen und den nahen Felsgruppen und wie der Widerschein eines Brandes glomm es an den Burgtrümmern in die Höhe, an dem alten vermoderten Thurm und seinen moosbewachsenen Quadern; doch es war nur das friedliche Rothfeuer, mit welchem der sinkende Tag sich verflärt.

Unten auf dem Fluß, der in silbernen Windungen durch das Thal dahinglitt, spielten goldene Lichter.

Es war still oben im Burghof; nur thalwärts auf schmalem Felsensteg zog eine lärmende Gesellschaft. Gesang ertönte und das aufmerksame Ohr konnte aus dem Geschwirr der Stimmen heraus die Accente verschiedener Sprachen hören. Clarissa

lehnte sich über die Mauer des Burghofes und sah hinaus in die duftige Ferne; rechts und links hemmte vorspringendes altes Gemäuer den Blick; es erschien ihr störend, beengend; sie empfand Sehnsucht nach einer weiten Rundschau.

Die Gräfin Mutter fand Alles sehr unbequem, den Stuhl, den Tisch; ja selbst über den Esel, der sie den Berg hinaufgetragen, ließ sie eine verdrießliche Kritik ergehen. Das geduldige Langohr stand nicht weit entfernt und nährte sich redlich von einigen Disteln, die im Steinschutt wuchsen.

„Mutter,“ sagte Clarissa, „ich will auf die Plattform des Thurmes, um das ganze landschaftliche Panorama zu übersehen, es ist jetzt die schönste Beleuchtung.“

„Aber Kind,“ versetzte die Gräfin, „Du gönnst Dir ja keinen Augenblick Ruhe: es macht mich nervös, diese fortwährende Hast und Ungeduld.“

„Begleitest Du mich, Mutter?“

Die Gräfin schüttelte den Kopf, lächelnd über die seltsame Frage; es war ihr unbehaglich, daß diese Kopfbewegung ohne das gewöhnliche, begleitende Geräusch der Papilloten vor sich ging; doch sie hatte ja dem leidigen Badeleben alles Behagen und ihre liebsten Gewohnheiten zum Opfer bringen müssen.

Clarissa, die in der That nirgends mehr Ruhe fand, die in ihren Träumen bei Tag und Nacht mit dem Gespenst eines einsamen glanzlosen Lebens ringen mußte, konnte nicht genug Berge und Thürme ersteigen, nicht genug Ausflüge nach allen Gegenden der Windrose hin machen. Das Hohe, das Weite lockte sie, es war doch ein Ziel; doch dort angekommen, empfand sie um so tiefer die grenzenlose Verarmung ihres Daseins.

War sie so reizlos? Der russische Fürst, der englische Lord, alle Granden der Erde warfen ihr nur einen flüchtigen Blick zu, wenn sie auf der Brunnenpromenade stolz und stattlich an ihnen vorüberschritt. Hier wäre noch ein Ersatz möglich gewesen für ihre gescheiterten Hoffnungen; doch Niemand näherte sich ihr. Lag denn etwas so Abscheuliches in ihrem Wesen? Sie fragte den Spiegel; er erklärte sich rückhaltslos zu ihren Gunsten.

Die innere Wendeltreppe des Thurms, welche Clarissa hinaufschritt, war dunkel, nur durch einzelne Mauerluken erleuchtet, die Stufen so ungleich, daß sie mit tastendem Fuß zunächst das Maß nehmen mußte zu Schritt oder Sprung; wobei sie sich zum Glück an dem eisernen Geländer festhalten konnte. Nur oben, dicht vor der Plattform waren zwei

Stufen ganz abgebröckelt; auch das Geländer abgebrochen. Clarissa stand vor einem, wie es schien, für sie unüberwindlichen Hinderniß, und das empörte sie, die gewöhnt war, ihren Willen durchzusetzen.

„Darf ich Ihnen meine Hand reichen, Fräulein?“ rief ihr da eine wohlklingende Stimme zu.

Und im Abendlicht zeigte sich oben die Gestalt eines schlanken Mannes, der sich zu ihr niederbeugte. Clarissa zögerte nicht, die angebotene Hülfe anzunehmen; mit gewandtem muthigem Schwung war sie oben und verneigte sich mit einem Wort des Dankes gegen den Fremden. Sie konnte ihm nicht recht ins Auge sehen, denn die Strahlen der sinkenden Sonne blendeten sie; wie ein Feuermeer quoll es aus dem Wolfentrater im Westen. Sie wandte den Blick ostwärts; ein goldener Duft zitterte über dem ganzen Thal; das Blau der fernen Berge hatte sich in Violett verwandelt, sie blickte träumerisch hinaus. Noch vor wenig Jahren hätte sie in der duftigen Ferne irgend ein Zauberschloß ihrer Phantasie gesucht, jetzt lockte sie nichts mehr, sie hatte keine Sehnsucht mehr; sie war recht alt geworden.

Der Fremde störte sie nicht im Genuß der landschaftlichen Schönheit, in ihren Gedankengängen;

sie hörte nur das Knistern des Streichhölzchens, mit dem er seine Cigarre anzündete.

Es wurde allmählig dunkler im Thal. Die Häuser des Städtchens schmolzen zusammen mit den Wipfeln der Gärten und Promenadenbäume: am Berghang gegenüber zog sich langsam der Schatten über den mattrrothen Lichtflecken, der noch an ihm haftete . . . die Sonne versank in den Wolken.

Jetzt wandte sich Clarissa; sie konnte ungetrübter vom Sonnenstrahl den Fremden betrachten. Sie erschrak fast, als sie ihn auf der schmalen Rundmauer der Plattform sitzen sah; ein Schwindel erfaßte sie; doch sie hielt sich nicht für berechtigt, ihn zu warnen. Ueberhaupt hatte sein Aeußeres nichts, was Vertrauen einflößen konnte, seine Züge waren blaß und verfallen, nur das Auge hatte ein feuriges Leuchten. Der Schein der Abendsonne trug jetzt wohl die Schuld, daß seine Haare röthlich schimmerten. Sein Anzug hatte etwas Phantastisches: über den verschoffenen Sammetfragen des Sommerrockes flatterten die Zipfel eines rothen Halstuches, das er locker umgeschlungen hatte.

„Sie sind gewiß ein Maler, mein Herr?“ fragte Clarissa.

„Keineswegs! Selbst Dilettant bin ich nicht in dieser Kunst.“

„Doch Sie erfreuen sich an den Schönheiten landschaftlicher Beleuchtung.“

„Ich bin etwas abgestorben dafür,“ versetzte der Fremde; „es sind immer dieselben Kunststücke, mit denen die gute Sonne ihre Licht- und Farbenwechsel zu Stande bringt. Ich habe dies zur Genüge in zwei Welttheilen gesehen, in den Prairien, am Niagarafall. Ueberhaupt . . . die Natur ist nur schön in ihrer einsamen Größe, in ihrer stillen Erhabenheit und sie verliert ihren Zauber, wo sie auf ein großes Publikum rechnen darf.“

Der Fremde sprach diese Worte mit wohl-
lautender Stimme; es lag über seinem ganzen Wesen ein Hauch feiner Bildung, den die Sitten der Hinterwäldler, wie sich Clarissa sagte, nicht ganz hatten verwischen können. Es schien ihr indeß nicht passend, das ungesuchte Rendezvous auf dem Thurm zu verlängern bis in die herabsinkende Dämmerung; sie wandte sich der Treppe zu, nicht ohne Zögern; denn wie sollte sie den Sprung über die fehlenden Stufen wagen.

„Der Thurm scheint wenig besucht zu sein,“ sagte sie.

„Die Meisten begnügen sich mit der Aussicht vom Burghof; etwas Verfall gehört überhaupt zur deutschen Romantik. Doch Sie können nicht allein über diese Treppenlücke hinweg . . . darf ich ihnen wieder meine Hand reichen?“

Der Fremde sprang auf die nächste Stufe, die ihm erlaubte festen Fuß zu fassen. Diesmal mußte Clarissa an seiner Hand hinabspringen; sie hatte nicht unbegründete Scheu davor, ihm in die Arme sinken zu müssen; doch er wußte gewandt und taktvoll dies zu vermeiden. Er schritt dann voraus die Stufen abwärts als Pfadfinder, warnte vor jeder Lücke, jeder morschen Stufe und empfahl sich unten vor der Thür des Thurms mit höflichem Gruß. Die stattliche, schöne Dame schien indeß Eindruck auf ihn gemacht zu haben; kaum hatte Clarissa mit der Mutter, dem Graichen und dem Eseltreiber den Burghof verlassen, als er nahe an die Mauerbrüstung herantrat und soweit es die Baumwipfel gestatteten, die schlanke Gestalt und das schimmernde Kleid der Schönen mit seinen Blicken verfolgte.

Clarissa wohnte mit der Mutter nicht im Bade selbst: sie hatten es vorgezogen, sich in einem nahen Dörfchen eine Wohnung zu miethen. So gehörten

sie nicht zu den Badegästen, wurden nicht in der Fremdenliste mit verzeichnet und kamen nicht in Verlegenheit, wenn man ihre bescheidene Lebensweise mit den Ansprüchen verglich, zu denen ihr Name und Stand berechnete, denn die Ersparnisse der jungen Comtesse waren nicht beträchtlich und die größte Einschränkung war geboten. So lebten sie in einem willkommenen Inognito und wenn dies gelegentlich gelüftet wurde, so mochte man die Wahl einer ländlichen Wohnung für eine idyllische Laune halten.

Der Fremde erschien zweimal gegen Abend wieder auf der Burg, ohne das stolze Mädchen zu treffen. Am dritten Abend war er glücklicher. Clarissa hatte so wenig Verkehr, kam sich im Dörfchen wie auf den Promenaden des Bades so einsam vor, daß sie sich jener Begegnung auf dem Burghurme gern erinnerte; es war doch immerhin ein Gespräch, eine Unterhaltung gewesen und es unterhielt sich ja sonst Niemand mit ihr. So zog es sie wieder hinauf auf die Höhe, die eine so schöne Rundschau gewährte, obschon die Mutter sich schwer zu dem unbequemen Ritt auf dem Esel entschloß.

Diesmal fanden sie den Fremden im Burghof vor der kleinen Restauration; er erhob sich, begrüßte die Damen freundlich und bat um die Erlaubniß, sich zu ihnen setzen zu dürfen. Er führte sich als einen Amerikaner ein und die Damen fanden keinen Anlaß, hier ihr Inkognito aufzugeben.

Es war ein trauliches Plätzchen an der ephemerumkrankten Mauer, die sich mit ihrem lockern Steingefüge zum morschen Burgthurm hinanzog; vor dem Tischen war die niedrige Brustwehr, über welche hinweg das Auge ins Flußthal streifte und ein engumrahmtes, aber liebliches Bild genoß.

„Solche Trümmer,“ begann der Fremde, „mit ihrer altersgrauen Elegie giebt es nicht jenseits des Oceans; sie gemahnen uns an alte Zeiten und daran, daß Europa eine alte Geschichte hat. Es ist dies kaum ein Glück, wenn es auch dem Welttheil ein sehr ehrwürdiges Ansehen giebt. Sieht man näher hin, so ist diese ganze Geschichte nur eine Chronik des Glends und der Verbrechen der Menschen sie leuchtet nur von ferne, wie ein Sumpf, auf den die Sonne scheint. Diese Raubritter, die einmal hier gehaust, als die Zinnen der alten Burg noch unverfehrt waren, sind jedenfalls ein wildes Geschlecht gewesen, wilder als die Rothhäute in den

Prairien Nordamerikas und den Cypressenwäldern von Texas; sie haben ihre Opfer in diesen Burgverließen grausam verschmachten lassen und sie verdienen nicht, daß sie mit ihrer waffenflirrenden Romantik noch so blank gepuht in unsern Romanen und Dramen und in den Gemüthern der Menschen herumspuken."

Clarissa sah den Fremden näher an, während er sprach; sie fand den Schnitt seiner Züge edel, aber der Ausdruck derselben war krankhaft und schien auf ein tiefes Leiden zu deuten. Was er aber sprach, mißfiel ihr, es widerstrebte den Gedankengängen, in welche sie sich eingelebt hatte.

"Ich begreife nicht," sagte sie mit einem etwas verächtlichen Zug um ihre Mundwinkel, „wie Sie jene Ritter mit den Rothhäuten vergleichen können; es waren Männer, die das Gesetz der Ehre achteten, welche das Wappen ihrer Familie nicht beschimpfen ließen, und die im christlichen Glauben aufgewachsen waren. Die Sitte mag wechseln, es herrschten damals rauhe Sitten; aber was über den wechselnden Sitten steht, ist das Gebot der Ehre, dem edle Männer damals gehorchten, wie sie ihm jetzt gehorchen."

Das Mädchen sprach mit einem Stolz, der ihm wohl zu Gesicht stand. Der Fremde betrachtete sie mit wachsendem Antheil; er hörte mehr darauf wie sie sprach, als was sie sprach; er mußte sich sagen, daß es doch ein anderer Schlag sei, diese deutschen Mädchen, als diejenigen, die er im Ausland, in Amerika, in England und Frankreich kennen gelernt; sie hatten Ueberzeugungen, es mochten Vorurtheile sein; aber wie sie für dieselben eintraten, das gab ihrem Wesen einen edlen Schwung, eine geistige Weihe. Und war dies Mädchen, das neben ihm saß, nicht so stattlich und stolz wie ein früheres Edelfräulein hoch zu Roß, das den Falken steigen ließ?

„Wenn nur die Ehre,“ versetzte er, „nicht selbst ein schwankender Begriff wäre, der mit der Sitte sich verwandelte! Und nicht bloß im Laufe der Jahrhunderte! Auch für verschiedene Völker, verschiedene Stände giebt es heut zu Tage eine verschiedene Ehre. Der Begriff wird sich immer mehr zersetzen und zuletzt wird nichts übrig bleiben, als die eine Ehre des Mannes, einzustehen für seine Ueberzeugung.“

„Es giebt Ueberzeugungen, für welche einzustehen keine Ehre ist.“

„Den Irrthum richtet die Geschichte; aber wer

für ihn redlich kämpft und fällt, auf dessen Grab darf der Kranz nicht fehlen."

Die Frau Gräfin Mutter fand dies Gespräch sehr unerquicklich; sie beklagte sich über den Zugwind, der um die Mauerecke blies und hüllte sich fester in ihr Tuch.

"Auch ich habe gekämpft," sagte der Fremde, „jenseits des Oceans für die Freiheit der schwarzen Sklaven, dießseits für diejenige der weißen; ich habe siegen helfen und hin besiegt worden; möglich, daß der eine oder der andere Kampf eine blutige Thorheit war . . . soll ich's bereuen, daß ich mich für eine Sache begeistert habe, die mir als die heilige Sache des Rechtes erschien?"

Die Frau Gräfin hustete und bat Clarissa nach der Uhr zu sehen; auch diese empfand jetzt eine gewisse Scheu vor dem Fremden. Das Feuer in seinen Augen hatte für sie etwas Unheimliches. Er gehörte wohl kaum zur Gesellschaft, die sie in ihren Salons empfangen durfte: ein Abenteurer, ein Landsknecht, der in allen Zonen ficht, ein Groupier an der Spielbank der Revolutionen: war es nicht vermessen, daß er sich an sie herandrängte? Sie glaubte jetzt mehr von oben herab mit ihm sprechen zu müssen und obschon sie sich nur über gleichgül-

tige Dinge unterhielten, so lag in ihrem Ton etwas Kaltes, fast Feindliches, in ihrem Wesen etwas Ablehnendes, was der Fremde wohl empfand und was ihn schmerzlich zu berühren schien. Mutter und Tochter brachen auf, ehe die Sonne untergegangen war; sie verzichteten offenbar auf dieses Naturschauspiel, um der lästigen Gesellschaft rascher zu entgehen. Ihr Abschiedsgruß war unverbindlich; er gemahnte wie ein Almosen der Höflichkeit: es lag darin eine zarte, aber verständliche Andeutung, daß die beiden Damen den Fremden nicht gerade wiederzusehen wünschten.

Dieser aber blickte in großer Erregung der scheidenden Schönheit nach; sie durfte ihm nicht verschwinden wie der letzte Schimmer des Kleides auf dem Fußpfad im Schatten des Waldes; er mußte sie wiedersehen, und um jeden Preis. Sie sollte nicht gering von ihm denken, ihn nicht für einen Abenteurer halten, für einen Hinterwäldler, der sich nach Europa verirrt hatte. So viel war ihm an ihrer guten Meinung gelegen; er fühlte einen überwältigenden Drang, sich noch einmal mit ihr auszusprechen. Schon am nächsten Morgen erschien er auf der Brunnenpromenade.

Clarissa's hoheitsvolle Erscheinung machte sich

auch in der einfachen Morgentoilette unter den umherwandelnden Damen bemerkbar; mit der Mutter allein ging sie auf und ab. Keine männliche Begleitung; sie fiel auf, man bemerkte sie, flüsterte hinter ihr her; doch schien sich Niemand an sie heranzuwagen. Er selbst hatte keinen Grund zu eifersüchtigen Anwandlungen; er sprach sie an und wurde nicht so unfreundlich behandelt wie am Abend vorher. Die Mutter hatte die Bemerkung gemacht, daß er in seinem leichten Sommeranzug, mit seiner schlanken Figur und in seiner ganzen Haltung doch durchaus wie ein Gentleman aussehe; auch Clarissa hatte dies im Stillen wohl bemerkt und es war ihr nicht unlieb zu beweisen, daß sie nicht so unnahbar sei, wie es den Anschein habe, und daß sie wohl vermöge, den Herren der Schöpfung Antheil einzufloßen. Sie hoffte dadurch ermutigend auf schüchterne Verehrer zu wirken; denn es gehörte zu ihren kühnen Hoffnungen, mit einem großen Gefolge von Gentlemen über die Promenade dahinstolziren zu können, siegreicher als alle andern Schönheiten des Bades und mehr bewundert und beneidet als diese. Dann werde sich wohl auch der Rechte darunter finden, der sie selbst zum ersehnten Glanz des Lebens führe. Das fürchtete sie nicht,

daß man ihrem Begleiter den Kampf für die schwarzen und weißen Sklaven gleich anmerken werde; er konnte für einen Ausländer, für einen Künstler gelten, vielleicht auch für einen vornehmen Sonderling; jedenfalls sah er bedeutender aus als die Mehrzahl der Badegäste, die sich um die heilspendende Quelle drängten.

Ihm selbst gegenüber blieb sie indeß kühl und fremd und verabschiedete ihn, nachdem sie ihn zweimal über die Promenade geführt und der Mohr seine Arbeit gethan hatte, mit kurzem Gruß.

Er aber stellte rastlose Nachforschungen nach der stolzen Schönheit an, doch vergeblich: Niemand kannte sie; der Inspektor erklärte, daß die Dame nicht zu den angemeldeten Badegästen gehöre, auch nicht im Badeorte wohne.

Jetzt faßte der Fremde, den gerade die Kälte und Hoheit dieser Donna Diana, wie er sie nannte, immer mehr in Feuer setzte, den Entschluß, am nächsten Tage ihr unbemerkt zu folgen und wenn er ihre Wohnung aufgefunden, ihr dort seinen Besuch abzustatten. Er sprach sie diesmal auf der Promenade nicht an, er stand im Hintergrunde auf der Lauer und als sie die Allee verließ, schlich er

ihr in den Buschverstecken nach, welche auf beiden Seiten der Heerstraße sich hinzogen.

In der That, die Damen setzten ihren Weg fort, über die letzten Häuser des Bades hinaus; sie wanderten dem nächsten Dorfe zu, das im Schatten von Obstbäumen, in etwas erweitertem Thal, dicht am Ufer des Flusses lag. Dort angekommen, traten sie in eins der ersten Häuser, ein bescheidenes Landhaus, mit einem Gärtchen, in dem es an Sonnenblumen und Malven nicht fehlte.

Noch gegen Abend desselben Tages erschien er vor dem Landhaus, um seinen Besuch zu machen.

Clarissa hatte ihn durchs Fenster gesehen und augenblicklich dem Mädchen Befehl ertheilt, ihm zu sagen, daß sie ausgegangen sei. Sichtlich enttäuscht gab der Besucher seine Karte ab und trat den Rückweg an mit zögerndem Schritt, weil er noch auf eine zufällige Begegnung hoffte.

Clarissa aber konnte einen leisen Aufschrei nicht unterdrücken, als sie auf der Visitenkarte den Namen las: Manfred Graf Waldenbach. Die Buchstaben tanzten ihr vor den Augen und sie ging ins Nebenzimmer die Mutter zu wecken, die dort auf dem Sopha schlummerte: nur die wichtigsten Ereignisse konnten diese unerhörte Rücksichtslosigkeit entschuldigen.

Seinen väterlichen Namen hatte Gordon angenommen; er war so am sichersten vor jeder Verfolgung. Auf dem Père-Lachaise hatte den Verwundeten ein Todtengräber in einer Grabkapelle verborgen gehalten, bis die nächste Gefahr vorüber war. Der Mann war in seinem Herzen ein Anhänger der Commune, er kannte Gordon persönlich und dieser hatte ihm einmal einen großen Dienst geleistet. Er sorgte dann dafür, daß Gordon im Hause von Verwandten in Vincennes aufmerksame Pflege fand; ein verschwiegener Arzt, dieser Partei angehörig, half seine Wunden heilen und erteilte ihm dann den Rath, das deutsche Bad zu besuchen, in welchem sich Gordon jetzt aufhielt, um völlig zu genesen. Während seiner Krankheit war das Heimatsgefühl, waren die Jugenderinnerungen in ihm lebendig geworden; die Bewegung in Paris war gescheitert, und wenn er der Frevel der Commune dachte, so überkam es ihn oft wie Reue, ein Werkzeug des schuldbeladenen Aufstandes gewesen zu sein. Um so mehr war er geneigt, dem Rathe des Arztes zu folgen: der Amerikaner Gordon lag auf dem Père-Lachaise; der Graf Waldenbach konnte in Deutschland ungefährdet ein neues Leben beginnen.

Niemals hatte sich Clarissa in solcher Aufregung befunden, als nach Empfang dieser Karte; klopfte noch einmal das Glück an ihre Thüre? Glänzende Fernsichten öffneten sich wieder vor ihren Augen, aber die Zukunft, der sie an Ottomars Hand mit so festem Vertrauen entgegengesritten wäre, mit einem so harmonischen Gefühl im Herzen, verdüsterte sich ihr wieder, wenn sie daran dachte, daß die Hand des Grafen Manfred ihr dies Glück verschaffen sollte; denn dieser war ein Verschollener, ein Verworfener in den Augen der Standesgenossen, ja in den Augen der Welt. Und doch . . . war ihm nicht Unrecht geschehen? War es entehrend, andere politische Ueberzeugungen zu hegen oder zu kämpfen für eine vermeintlich gerechte Sache? Würde sie, Clarissa, die stolze Greifenberg, ihn nicht freisprechen von solcher Schuld, indem sie ihm ihre Hand reichte? Und noch mehr . . . dem verstoßenen entehrten Manfred verschloß sich die Gesellschaft; dem reichsten Gutsherrn des Ländchens würde sie sich wieder öffnen: was bei jenem als ein Trevel erschien, würde bei diesem als eine Marotte erscheinen, als eine jugendliche Verirrung, und leicht vergeben werden. Sie kannte ja diese Gesellschaft, die sich vor Reichthum und Ansehen bückt

und dann alle ihre Bedenken im verlorensten Winkel ihres Gewissens begräbt; sie hatte ja schon manchen Umschwung erlebt von äußerster Verdammung zu warmer Anerkennung, wenn eine günstige Wandlung in den Lebensverhältnissen des Opfers eingetreten war, über welches man den Bann verhängt hatte.

Vor dieser öffentlichen Meinung, welcher jeder Aufthauch eine andere Richtung giebt, sollte sie sich beugen? Beherrschen muß man sie . . . und sie fühlte den Muth und die Kraft dazu. Gleichwohl war es ein Gefühl von Beklommenheit, das sie überkam; sie mußte sich eingestehen, daß sie den goldenen Hort nur unter erschwerenden Umständen heben konnte, daß sie in durchaus zerrüttete Familienverhältnisse eintreten würde! Wie ganz anders war das mit Ottomar! Und sie sah in sich ein Stiefkind des Glückes; sie empfand es als eine persönliche Kränkung, daß ihr nur die schlimmere Möglichkeit übrig gelassen war.

Und doch . . . es war ja wieder der Schimmer einer Hoffnung, der in ihr Leben strahlte! Und sie war ja schon ganz hoffnungslos gewesen. Und ihr Herz? Hatte sie Ottomar geliebt? Sie wußte es nicht; nur das wußte sie, daß sie ihn jetzt haßte.

Das war nicht der Haß einer gekränkten Liebe, sondern der Haß eines gekränkten Stolzes.

Alles was sie jetzt bewegte und bestürmte, theilte sie der Mutter mit: diese hörte nicht ohne Interesse zu, hatte aber bei allen Bedenken, welche Clarissa selbst vorbrachte, stets nur denselben Refrain: „er bleibt doch immer ein Graf Waldenbach.“

Sie war also einverstanden damit, daß die Tochter von Neuem ihre Neze auswerfen sollte, aber auch auf einen andern Vorschlag Clarissa's ging sie ein. Aus Furcht vor Mißdeutung hatte sich Ottomar von ihr zurückgezogen. Eine solche Furcht sollte Manfred nicht zurückschrecken; er sollte frei seinem Herzen folgen dürfen und erst wenn kein Rückzug mehr möglich war, erfahren, welche reiche Gabe die Hand der Geliebten ihm biete. Sie wollte einen andern Namen annehmen, den Namen einer Seitenlinie, der Bleibau, und sie konnte dies, da sie im Dorfe gänzlich unangemeldet verweilte, und mit der Inspektion des benachbarten Bades nicht in Berührung gekommen war.

An Manfreds aufkeimender Neigung durfte sie nicht zweifeln: sein Besuch war ja ein überzeugender Beweis dafür.

Freilich, dagegen wehrte sich ihr Stolz, be-

dingungslos zu capituliren; einem verwahrlosten, wüsten Menschen hätte sie nimmer ihre Hand gereicht; so sehr war ihre Klugheit nicht geblendet durch den gleißenden Glanz des Goldes; doch sie hoffte, daß es sich bei Manfred nur um politische Verirrungen gehandelt habe. Und Ueberzeugungen wandeln sich; lag es nicht in ihrer Macht, ihn zu befehren? Sie wollte ihn prüfen, seinen Manneswerth auf die Wagschale legen; sie wollte sehen, ob ein Zusammenleben mit ihm möglich und ihrer würdig war . . . und dann sich entscheiden.

Achtes Kapitel.

Below-stairs.

Auf der Chaussee vor dem Forsthaufe hielt ein Wägelchen: man hob eine alte Frau heraus, welche mühsam die Treppen in die Höhe kletterte.

„Muß Ihnen doch 'mal meinen Besuch machen,“ sagte sie zu dem heraustretenden Förster; „ich fuhr nach der Residenz wegen einiger kleinen Einkäufe. Du lieber Gott! Was soll man sich für die paar Groschen anthun? Einen neuen Kamm, dafür hungert man mehrere Tage.“

Stromer nöthigte die Frau nicht ins Wirthszimmer, sondern führte sie zu einer Bank unter herüberhängenden Ranken. Es war gerade kein Gast zugegen.

„Wie geht's, Frau Ohlen?“ sagte der Förster.

„Sachte zum Grabe,“ versetzte die Alte, „wer

weiß, ob's noch vorher eine Zwischenstation geben wird; das läßt mir doch keine Ruhe: es ist schlimm, solch eine Kette am Fuß nachschleifen zu müssen."

"Ich würd' es nicht ertragen," sagte der Förster, "wenn es dazu käme. Und doch . . . wir haben uns ja zur Schande verpflichtet."

"Schande? Man hat mich oft genug über die Achseln angesehen, ich bin daran gewöhnt, doch vor dem Gericht zu stehen, das ist doch ein unheimliches Gefühl, ich hab' es einmal kennen gelernt. Man spielt dabei eine so traurige Hauptrolle; aller Augen waren auf mich gerichtet, man glaubt, man liege auf einem Secirtisch, und die Herren Richter handhabten das Messer, das einem in Fleisch und Bein, in Gedanken und Gewissen hineinschneidet. Und wenn man wenigstens Respekt hätte vor der Justiz; doch ich habe keinen, sie thut einem nur wehe. Im Stillen sag' ich mir dann: es ist ein Unglück; warum muß es gerade Dich treffen? Hunderte thun dasselbe und gehen ungerupft spazieren; nur Du wirfst in die heiße Brühe gethan. Wie sieht's denn aus, Stromer, da oben bei den hohen Herrschaften, wo das Gewitter braut, das sich über uns entladen soll?"

"Ich hoffe, gut," versetzte der Förster, "wenn

sie sich selbst die Hälse brechen, dann lassen sie uns wenigstens in Ruhe."

"Und sie brechen sich die Hälse?" fragte die Alte sichernd.

"Gewiß, gewiß! Ich hab's mit angesehen von fern. Die Hauptperson war dabei unser Graf Ottomar; er schoß sich mit dem jungen Doktor, dem Sohn des Justizraths."

"Es hat doch alle Welt ihr eigenes Plaisir," sagte die Alte, "und uns macht es wieder Freude, daß die vornehmen Herren sich gegenseitig das Leben schwer machen, ja sich das Lebenslicht auszublasen suchen."

"Nun, und was ist denn herausgekommen bei dem Handel?"

"Nichts . . . das sind Schützen! Einem braven Jägersmann thut's wehe, dies Knallen ins Blaue mit anzusehen."

"Nichts," fragte die Alte, "Beide am Leben geblieben, auch der junge Graf? Was bringt's denn uns für Vortheil?"

"Seid nicht so grausam, Mutter Ohlen und hert den Menschen mit Euren bösen Wünschen Unglück an. Wenn's nicht nöthig ist, soll man leben

und leben lassen . . . das ist so meine Art; aber, wenn's nöthig ist . . ."

Der Förster sah sich um, als suchte er sein Gewehr.

Da kam sein Töchterchen heraus, ein holdes, munteres Mädchen, wie aus einer Uhländschen Ballade entsprungen und brachte einen Labetrunk, indem es Frau Ohlen freundlich grüßte.

Die kleinen Augen Stromers schienen sich zu vergrößern; sein Blick ruhte mit Stolz und Liebe auf dem lieblichen Kinde.

„Es ist um diese," sagte er, als sie ins Haus zurückgekehrt war, „ich trüge die Schande nicht."

„Doch Ihr sagtet ja eben, es hätte keine Noth damit."

„Gott sei Dank, daß es so ist! Ihr könnt Euch denken, ich liege immer auf der Lauer; ich habe bei Tag und Nacht keinen andern Gedanken, ich horche die Beamten, die Förster in Waldenbach, Schöndorf und Greifenberg aus und da hab' ich denn in letzter Zeit viel Tröstliches erfahren."

„Nun, laßt doch hören," versetzte Frau Ohlen, indem sie ihr greises Haupt mit dem unfrisirten Silberhaar nachdenklich auf die Arme stützte.

„Graf Ottomar kümmert sich gar nicht um

die Greifenbergerin, er ist diesmal nicht auf ihrem Schloß gewesen: sie ist außer sich über diese Zurücksetzung und ist ins Bad gereist. Na, wenn's auf die ankäme, da würden wir Beide gewiß nicht mit heiler Haut davon kommen."

"Doch wer kann den Leuten ins Herz sehen," warf die Alte ein; „sie schmolten vielleicht miteinander, doch aus solchem Schmollwinkel kommt dann die Liebe hervorgebraust wie eine frisch geheizte Lokomotive. Das hab' ich oft genug erfahren . . . beim Zimmervermietten. Heute auf Nimmerwiedersehen und morgen . . . da will man sich wieder aufessen mit Haut und Haar."

"Nein, nein! Man munkelt, daß der Graf in Paris mit des Doktors Töchterlein nähere Bekanntschaft gemacht, und darum hat sich auch der junge Doktor Hugo mit ihm geschossen. Der gilt für den stillen Verlobten des Mädchens. Das schlug dem Faß den Boden aus; die Greifenbergerin ergriff das Hasenpanier; denn das Fischlein war ihr aus dem Netz gegangen."

"Das hört sich allerdings tröstlich an," sagte die Alte, indem sie sich ihre verkrümmten Hände rieb, „doch wenn nur Verlaß darauf wäre! Das ist eine Wetterhexe, die Greifenbergerin; sie wird

nicht Ruhe geben; bei günstiger Gelegenheit geht sie wieder auf den Fang aus; denn sie sitzen dort gänzlich auf dem Trocknen!"

"Das ist wahr! Das bißchen Forst haben sie niedergeschlagen; zu neuen Anpflanzungen und Schonungen reicht's Geld nicht; auch haben sie nicht einmal einen Förster, der zum Rechten sieht; der alte Heide besorgt das so mit und der kann kaum eine Fichte von einer Tanne unterscheiden und keinen Auerhahn von einem Truthahn."

"Ihr freilich tragt die Spielhahnsfeder immer auf dem Hut, wie der leibhaftige Gottseibeius," warf die Alte ein.

"Doch auf der andern Seite, Mutter Dhlen! Gebe Gott, daß nicht die Zeit kommt, wo ich sie von links nach rechts rücke. Doch, wie gesagt, es sieht zunächst nicht schlimm aus; denn wenn auch Greifenberg zu Grunde geht . . . das rührt dem Waldbacher Grafen weiter nicht das Herz."

"Nun," sagte die Alte, indem sie einen herzhaften Schluck aus dem Schnapsglase that, „da können wir ja zunächst wieder Athem schöpfen. Man hat der Sorgen genug ums arme Leben, von einem Tag zum andern: warum sollen wir uns um das kümmern, was dahinter kommt? Mir ist jetzt recht

leicht zu Muth, und ich möchte ein wenig hüpfen und tanzen, wenn nur das alte Gestell nicht seinen Dienst versagte."

"Das wird wenigstens ein seltenes Schauspiel! Dazu müßtet Ihr zuerst in den Bethsebateich kriechen und Euch gerade rücken lassen."

"Und doch hab' ich noch immer ein Bedenken," sagte die Alte auf einmal wieder nachdenklich. "Ihr könnt's doch nicht los werden. Das krabbelt einem wie Würmer im Gehirn herum. Es ist noch immer eine Gefahr: die Greifenbergerin ist klug."

"Klug?" versetzte der Förster, "doch das ist nicht Jedermanns Geschmack, die klugen Mädchen und Frauen. Manche lieben die Schönheiten, die dümmer sind als die Fasanen."

"Es ist wahr," sagte die Alte, "ich hab's beim Zimmervermiethen erfahren; es waren gerade die dümmsten, die eine so recht leidenschaftliche Liebe einflößten; Du lieber Gott, man pensionirt ja überhaupt das bißchen Seele, wenn man der sogenannten Liebe Audienz ertheilt und nichts ist bei dergleichen überflüssiger, als der Verstand. Und dann haben die Dummen auch hierin ein apartes Glück; ich meine nicht bloß die Eroberungen, die sie machen, sondern auch bei all ihren Abenteuern. Sie fangen's so

ungefähr an, wie möglich . . . und es passiert ihnen nichts; sie spazieren wie die Nachtwandler auf den spitzeften Dächern. Mir ist schon oft der Gedanke gekommen, daß mir's in der Welt so schlecht gegangen ist, weil ich hier oben etwas mehr Erleuchtung habe als hundert andere. Das Talglicht und die Thranlampe brennen sachte und ungefährdet fort; aber das Gas explodirt."

"Na, Alte, es fragt sich doch, ob die Beleuchtung immer so gut war, wie Ihr glaubt . . . ich meine, was Ihr und ich an jenem Abend gethan . . ."

"Wär' besser nicht geschehen," versetzte Frau Ohlen den Kopf schüttelnd, "das mein' ich auch oft im Stillen; denn ich denke oft drüber nach. Wenn man sich nicht mehr mit den Gliedern bewegen kann, da fährt einem die ganze Bewegung in den Kopf. Und es ist merkwürdig, daß man oft nach langen Jahren über ganz alte Geschichten ganz neue Gedanken hat."

"Mir geht's umgekehrt", warf der Förster ein, "ich habe oft über neue Geschichten ganz alte Gedanken."

"So ist mir neulich eingefallen," fuhr die Alte fort, "daß es doch eigentlich recht sonderbar in der Welt zugeht. Wir mußten damals zum Herrn Notar und beglaubigte Erklärungen abgeben, über

das was wir gethan, Erklärungen, die jetzt in der Hand des Herrn von Werben sind. Und das war doch Alles strafbar und gegen's Gesetz. So wahr Gott lebt, ich hab' bisher nie daran Anstoß genommen: neulich schwirrt mir's durch den Kopf, man läßt sich sein Verbrechen bescheinigen mit dem großen Siegel."

"Sieht Sie, Alte," warf der Förster ein, "daß es mit der Beleuchtung bei Ihr nicht zum Besten steht. Wenn man so spät Licht macht, da kann man vorher im Dunkeln gehörig anrennen. Ich hab' mich bei Zeiten erkundigt und noch eh' es zum Notar ging. Pflicht zur Anzeige giebt's nur bei den größten gemeingefährlichen Verbrechen; das unsrige war, wie sag' ich doch gleich, mehr ein Privatvergnügen. Ueberdies spielte der Notar mit dem alten Herrn von Werben unter einer Decke, und der wußte zu rechter Zeit das Pflaster auf jede Wunde zu legen. Sie hat's ja doch gesehen, daß Alles mäusestill geblieben ist.

"Und hoffentlich bleibt's so," versetzte die Alte, das Schnapsglas leerend.

Das Gespräch der Beiden wurde durch einen heranrollenden Wagen unterbrochen, der vor der Försterei hielt. Gleich darauf zeigte sich auf den

Stufen zur Terrasse, auf der das Forsthaus stand, ein fremder Herr in modischer, aber etwas abgetragener Garderobe, eine Brille auf der Nase, und als er den Hut abnahm, um sich den Schweiß abzutrocknen, bemerkte man, daß er volles dunkles Haupthaar hatte; er bestellte mit fremdem Accent einen Bock und verständigte das holde Töchterlein des Försters, das fragend vor ihm stand, dahin, daß er damit nichts weiter meine, als ein Glas Bier.

Stromer führte indeß die alte Freundin die Treppe herunter an ihr kleines Gefährte; der Besitzer des Kramladens im Dorfe hatte schon ungeduldig mit der Peitsche heraufgewinkt und gedroht; er saß seit geraumer Zeit auf dem Strohsack. Die Alte wurde mühsam wie ein unbequemes Stück Gepäck auf das Wägelchen hinaufgeschrotet.

Als der Förster bei dem neuen Gast vorüberkam, wurde er von diesem angeredet.

„Kann man hier nächtigen?“

„Nein,“ sagte Stromer, „dazu hab' ich zu wenig Gelaß im Haus; ich biete nur denen, die des Weges kommen, Erquickung.“

„So kann ich einen Boten finden, der meinen Brief trägt nach Schloß Waldenbach?“

„Gewiß!“

„Und dauert's lange bis der Brief hinkommt?"

„Eine kleine Stunde!"

„So gebt mir Papier, Tinte und Feder und schickt mir den Boten her!"

Der Fremde mußte sich schwer verständlich zu machen; er sprach stotternd und wenn er auch die Worte fand, so kamen sie doch mit falscher Betonung zu Tage. Stromer war in Verlegenheit, wie er ihm das gewünschte Schreibmaterial verschaffen solle: die Tinte war etwas eingetrocknet und mußte mit einem reichlichen Zusatz von Wasser flüssig gemacht werden, und er hatte kein anderes Papier, als dasjenige, auf welches er seine Rechnungen schrieb, und das war sehr grob und von großem Format; doch der Fremde nahm daran keinen Anstoß, schrieb ein paar Zeilen auf ein losgerissenes Blatt, faltete dasselbe trotz seines Widerstrebens zusammen, siegelte es mit einem Siegelring zu und schrieb die Adresse mit etwas flecksender Feder auf das widerhaarige Papier: „à la baronne de Satori.“ Das Faktotum des Forsthauses, ein junger Waldbläufer, den der Förster als Lehrling aufzog zu dem schönen Beruf der Wald- und Wildpflege, kam in seiner schmutzig grünen Uniform, die aus den Resten eines abgelegten Försterrockes zusammengestoppelt war, heran und

legte militärisch die Hand an den verbogenen Schirm einer Mütze mit verloschenem Grün. Der Fremde sah sich den jungen Mann aufmerksam an; seine Kleidung schien ihm einen gewissen Antheil einzuflößen.

„Dies an Frau Baronin Satori in Waldenbach; auf Antwort wird gewartet.“

Der Forstleve entfernte sich mit geflügeltem Sturmschritt, solange er in Sicht war, dann nahm er alsbald ein gemäßigteres Tempo an.

„Sie kennen die Baronin Satori?“ sagte der Förster.

„Aus früheren Zeiten,“ versetzte der andere an seiner Brille rückend; „man munkelte doch, sie werde Gräfin Waldenbach werden?“

„Gewiß,“ sagte der Förster, „auch ist's im Werk; der alte Herr ist Feuer und Flamme für sie; doch die Trauerzeit . . .“

Der Fremde begann in Gedanken an seinen Fingern etwas abzuzählen; er war mit dem Erfolg dieser Berechnung sichtlich unzufrieden.

„Ich hörte schon in der Stadt davon . . . Schade! Sie ist noch nicht Gräfin Waldenbach. Ist der junge Graf hier?“

„Nein, er ist schon wieder nach der Hauptstadt abgereist.“

„Und der andere?“

„Welcher andere?“ fragte der Förster verwundert.

„Sm, hm,“ meinte der Fremde kopfschüttelnd; „man weiß hier weniger von der Familie, als wir da draußen wissen.“

„Noch einen Bock, Monsieur . . . ich bin durstig.“

Der Förster umlauerte das Wild, das ihm ins Gehege gekommen war. Was wollte der Mann hier? Er kam ihm seltsam und verdächtig vor. Offenbar stand er in geheimen Beziehungen zu Schloß Waldenbach, was gab es noch für Geheimnisse auf diesem verwünschten Schloß? Das war Alles bedenklich und bedrohlich.

Zwei bis drei Stunden vergingen; unruhig schritt der Gast auf der Terrasse hin und her und beobachtete die Equipagen, die auf der Chaussee vorüberfuhren. Dabei grub er in Gedanken mit seinem Stock im Sande und würdigte Alles, was er dabei herauschnellte, alte Papier- und Kleidersegen, eines kurzen, prüfenden Blickes, ja er war so glücklich, einen verlornen Hundemaulkorb zu finden, den er in die Hand nahm und etwas näher be-

trachtete. Zwei Bettler, die sich an ihn heranbrängten, wies er zwar unsanft zurück; aber während er den einen am Armel faßte, um ihm den Weg zu weisen, hielt er einen Augenblick den Stoff seiner zerfetzten Leinwandjacke prüfend zwischen den Fingern, um zu sehen, ob noch zwischen demselben und dem eigentlichen Segeltuch ein nennenswerther Unterschied bestehe. Endlich kam der Elebe zurück und brachte die Botschaft, der fremde Herr möge im Forsthaus warten, die gnädige Frau wolle ihre Villa besuchen und werde vorüberkommen.

Und es dauerte nicht lange, so hielt der leichte Sommerwagen, in welchem Mariam vom Schloß nach ihrer Villa zu fahren pflegte, unten an der Terrasse des Forsthauses.

Nicht ohne Beklemmung hatte sie die Zeilen gelesen, die auf dem groben Papier standen. Wer war der Fremde, der sie zu sprechen wünschte? Alles was sie an Paris erinnerte, war ihr unwillkommen und beängstigte sie; sie dachte zuerst an Gordon; wie wenn er nicht im Kampfe geblieben wäre und hier wieder auftauchte? Das hätte den Familienwirrwarr sehr vermehrt, aber es wäre vielleicht eine Karte gewesen, die sie mit Erfolg ausspielen konnte, gegenüber Ottomar, der ihr weit unbequemer war;

oder Satori? Er konnte doch nicht von den Todten auferstanden sein . . . und doch . . . wenn in der grenzenlosen Verwirrung, die in den letzten Tagen der Commune herrschte, ein Irrthum stattgefunden, wenn sich die Kugel an eine falsche Adresse gerichtet hätte? Doch nein, sie hatte den Todtenschein und damit vermochte sie auch den ächten Satori als einen Usurpator dieses Namens zurückzuweisen. Und Billioray? Er war ja verhaftet worden, wie sie gelesen; wäre er aber auch entflohen, wie hätte er die Spur seiner beglückenden Republik auffinden können?

In höchster Spannung fuhr sie durch das schattige Thal. Zu langsam ging ihr das Zweigespann, das den leichten Wagen wie im Fluge dahintrug und das Plaudern des Flusses mit den Felssteinen und den Ufergebüschcn erregte ihr Unbehagen; denn es war wie ein verstärkendes Echo für das unruhige Auf- und Niedermogen ihrer Gedanken.

Sobald der Wagen hielt, stieß sie den Schlag auf und sprang hinaus. Der Förster trat sogleich zu ihr, die Mütze in der Hand und führte sie die Stufen hinauf. Da stand der fremde Herr; den Hut hatte er höflich abgenommen. Der Schwarz-

Kopf kam ihr ganz fremd vor . . . hatte sie ihn vielleicht im Hotel de Ville gesehen? War das ein herübergewelter Feuerbrand der Commune? Doch als der Fremde den Mund öffnete und dabei die Brille sich zurechtrückte, da konnte sie nicht länger zweifeln, wen sie vor sich sah.

Der Förster merkte, wie sie erblaßte und die Hände krampfhaft zusammenballte; von dem Gespräch verstand er nichts, da es in französischer Sprache geführt wurde."

"Pigeon . . . und in dieser schwarzen Perrücke? Hier kein Wort weiter . . . steigen Sie zum Kutscher."

"Ich habe Ihnen viel zu sagen, Madame!"

"Wir werden Zeit haben, uns auszusprechen!"

Mit einer verständlichen Handbewegung deutete sie auf den Boß, wo dann auch Pigeon nicht ohne das Gefühl gekränkten Stolzes Platz nahm; denn die Wittwe seines Kameraden von der Nationalgarde war doch verpflichtet, ihn als ebenbürtig zu behandeln.

Mit der gewohnten Geistesgegenwart, welche Mariam nie verließ, hatte sie alsbald für Herrn Pigeon eine ganz unverdächtige Rolle ausgesucht, und sagte mit freundlicher Herablassung zum Förster, der sie zum Wagen geleitete:

„Ein Herr aus Paris, der meine Villa nach neuestem Geschmack einrichten, ausschmücken und möbliren soll.“

Wieder jagte das Zweigespann durch das Felsenthal: Mariam sah nichts von den landschaftlichen Reizen. Der Lumpensammler vor ihr beschäftigte alle ihre Gedanken. Was ihn hierher führte, sagte ihr eine böse Ahnung. Sie hatte ihm Versprechungen gemacht; er kam, sie daran zu mahnen, der unwillkommenste von allen, denen sie in Paris begegnet war, ihr Faktotum, aber auch ihr böses Gewissen; er war der Vertraute aller ihrer Intriguen; er war im Besiz aller ihrer Geheimnisse. Der Mann, der da mit seinen breiten Schultern vor ihr saß, hatte eine Gewalt über sie, die sie im Innersten empörte. . . . wie, wenn er diese Gewalt mißbrauchen wollte? Sie hatte das Gefühl einer drohenden Gefahr; sie war sich noch nie so hilflos vorgekommen. Milde und Güte erschienen ihr zunächst als die besten Waffen.

Vor dem Gitterthor des Gartens ließ sie den Wagen halten: sie führte Pigeon durch die Gebüsche desselben zum Pavillon empor. Der Lumpensammler bewunderte schweigend die reizenden Anlagen; seine eigene Villa kam ihm dagegen sehr reizlos vor.

Welche anmuthige Fernsicht war hier . . . und wie lag sein Garten aussichtslos zwischen den hohen, fahlen Mauern!

„Was führt Sie hierher?“ fragte Mariam als sie auf der Bank vor dem Pavillon Platz genommen hatten.

„Ich bin ein ruinirter Mann,“ erwiderte Pigeon sich den Schweiß abtrocknend.

Mariam erschrak . . . das war eine Einleitung, die das Schlimmste in Aussicht stellte.

„Sie . . . ein Ogre, wie man in Paris sagt, ein reicher Mann!“

„Das war der Anschein,“ versetzte Pigeon; „schon in den letzten Jahren ging's rückwärts mit dem Geschäft; ich war zu tief in die Politik gerathen. Dann kam der Krieg . . . die Commune . . . man brachte zuerst dem Vaterlande jedes Opfer, dann der Freiheit. Und welche Opfer! Mein erster Kommis bestahl und betrog mich; jetzt bin ich selbst ein Flüchtling. Man wird meinen ganzen Besitz veräußern, wenn ich meinem Advokaten nicht hunderttausend Francs zur Verfügung stellen kann; man hat mir Hypotheken gekündigt.“

„Und sie besitzen gar kein Kapital?“

„Gar keins . . . das letzte hat die Reise auf-

gezehrt, die ich mit falschem Paß und unter falschem Namen unternahm."

"O wie mir das leid thut," sagte Mariam; "die reizende Villa, wo's oft so lebhaft herging, lauter pikante Abenteuer . . . der große Besitz. Und Sie haben keine Freunde in Paris?"

"Ich bin ja geächtet; jetzt triumphiren dort die Ordnungsmänner, es ist der Revers der Münze; wir andern sind wie vom Erdboden verschwunden. Keine Geldmacht nimmt sich der Verarmten an, die sich an dieser Revolution betheiligt haben."

"Das ist schlimm, das ist traurig, lieber Pigeon! O, über das Elend in der Welt!"

"Da dacht' ich an Sie, Madame, und an das Versprechen, das Sie mir gaben, als ich dem jungen Grafen Waldenbach . . ."

"Still, still," sagte Mariam, von diesen Erinnerungen geängstigt, die auf sie einen unheimlichen Eindruck machten.

Pigeon warf ihr einen fragenden Blick zu: dann nahm er eine Priese und blies den Schnupftabaksstaub von seinem Hemisett. Seine Miene war nachdenklich; aber es schlüpfte ein feines Lächeln um seine Mundwinkel: er schien nicht unzufrieden mit seinen Gedankengängen.

„Wohl; so will ich den jungen Grafen aus dem Spiel lassen; aber an Ihr Versprechen muß ich erinnern, Madame.“

„Gewiß . . . ich halte meine Versprechungen! Doch den Wechsel, den ich ausstellte, braucht nur die Gräfin Waldenbach zu acceptiren. Ich bin es noch nicht.“

„Das ist nur die Form,“ versetzte Pigeon; „in der That sind Sie es jetzt schon; Sie haben den Einfluß und die Macht, Sie beherrschen den Grafen.“

„Lieber Pigeon . . . hunderttausend Francs . . . das ist eine Unmöglichkeit für mich! Ueberlegen Sie sich's selbst; ich kann sie doch nicht aus der Erde stampfen! Doch zunächst sind Sie mein lieber Gast und Schützling. Ihrer Sicherheit wegen werd' ich Sie für einen Pariser ausgeben, der die Einrichtung meiner Villa besorgt. Bis jetzt entsprechen in der That erst zwei kleine Salons den Ansprüchen des verfeinerten Pariser Geschmacks. Doch der Graf hat mich ermächtigt, das ganze Haus nach den besten Mustern einzurichten.“

„Sieh, sieh,“ sagte Pigeon, „die Villa ist Ihr Eigenthum?“

„Das Einzige, was ich in der Welt besitze,“

erwiderte Mariam nicht ohne Verlegenheit. „Sie können hier bleiben, so lang es Ihnen gefällt, ich wiederhol' es; Sie sind mein Gast und ich werde auf das Beste für sie sorgen.“

„Ich danke,“ sagte Pigeon trocken, indem er sich seine Perrücke wieder zurecht rückte, die in eine unruhige Bewegung gerathen war.

„Sie sind jetzt gänzlich ohne Mittel? fragte Mariam.

„Gänzlich . . .“ erwiederte Pigeon und zog eine lange Geldbörse hervor, die er in seinen Händen hin und her tanzen ließ.

„Ich werde Ihnen morgen tausend Francs senden;“ sagte Mariam und der Lumpensammler verstand sich zu einer dankenden Verneigung.

„Folgen Sie mir jetzt ins Haus, ich will Sie dem Personal vorstellen und in Ihr Zimmer führen lassen.“

Als sie die gewundenen Schattengänge des Aussichtshügels herabschritten, erinnerte sich Mariam des Tages, wo sie mit Zoë zum ersten Male diesen Garten besucht hatten.

„Und die Gräfin Zoë?“ fragte sie.

„Hat sich am Kampf auf dem Père-Lachaise betheiligt und ist dort gefallen: ich weiß es von

guten Freunden. Die Schönheit der Lebenden und der Todten hat dort das gleiche Aufsehen erregt."

"Das arme Mädchen," sagte Mariam, "ich habe sie oft beneidet um ihre Vorzüge . . . das ist jetzt alles Staub! Sie ist zu Grunde gegangen an ihren fixen Ideen: sie saß sehr hoch zu Roß und hielt die Welt für einen Circus, durch den sie in wildem Galopp dahinritt . . . kein Wunder, daß sie einmal den Hals gebrochen hat."

"Sie kämpfte an Gordons Seite," sagte Pigeon.

"Und dieser?"

"Wurde schwer verwundet, doch gerettet. Er ist entkommen! Einer meiner Freunde hat ihn in Belgien gesprochen."

Unter solchen Gesprächen hatten sie die Thüre der Villa erreicht, die nach wie vor halb versteckt war unter den üppig wuchernden Clematisranken.

Mariam stellte den Gast dem Hausverwalter vor, führte ihn dann im Hause herum und gab sich den Anschein, als ob sie mit ihm sich über allerlei neue Ausschmückungen, über das Ameublement der Zimmer verständige; ihn selbst quartirte sie indeß in eine freundliche, aber sehr bescheidene Mansarden-

stube ein, während er sich auf den kleinen schönen Salon Rechnung gemacht hatte. Sie verließ ihn mit freundlichem Lächeln und herzlichem Händedruck.

Doch draußen wäre sie bald in Thränen ausgebrochen, in Thränen der Wuth über das feindliche Schicksal, das ihr keine Ruhe gönnte. Wieder ein Alp, der auf ihren Träumen ruhte. Und hier, mitten im Frieden dieses Landes . . hier ließ sich das Unbequeme nicht so rasch beseitigen wie in Paris, wo die Sphinx ihre Opfer nur in den immer offenen Abgrund der Commune zu stürzen brauchte.

Neuntes Kapitel.

Der Rechte.

Im Leben der Einzelnen wie im Leben der Völker bleibt der Rückschlag nicht aus; nach krampfhafter Ueberreizung folgt das Bedürfniß der Ruhe, nach der Gewohnheit wilder Kämpfe die Sehnsucht des Friedens.

So sah es auch jetzt in Manfreds Gemüth aus; ein junger Veteran, reich an Wunden und jenen zweifelhaften Ehren, welche die Mehrzahl für eine Schmach hielt, war er zurückgekehrt in die Heimat, im Herzen bitterste Enttäuschung! Er sah seine Ideale entweiht von den Mitkämpfern, zertrümmert von den Siegern, geächtet von der ganzen Welt. War er minder tapfer gewesen als jene ruhmgekrönte Jugend des Vaterlandes, die gegen den Feind ins Feld gerückt war? Sie begegneten

ihm oft auf der Promenade des Bades, diese jungen Männer, jünger oft als er und geschmückt mit dem eisernen Kreuz. Es war nicht das Kreuz Gneisenau's, das nur noch einige dem Grabe sich nähernde Veteranen schmückte; es war das Kreuz Moltke's, neugeschmiedet im Kugelhagel auf den Schlachtfeldern zu Metz und Sedan und die Zierde einer tapferen Jugend, welcher die Achtung der deutschen Männer, die Liebe der deutschen Frauen entgegenkam.

War er minder tapfer gewesen als sie? Sie hatten der Kriegspflicht und dem Befehl gehorcht: er war frei eingetreten für seine Ueberzeugung. Schwere Wunden hatte er davongetragen im Kampf und noch vermochte die Heilkraft der Jugend nicht, ihre Folgen zu verwinden. Und doch — in den Augen der Standesgenossen, in den Augen seiner Landsleute erschien er nicht als ein Held, sondern als ein Verbrecher, nicht viel besser als ein Räuber, der bei einem Ueberfall verwundet wurde, wenn sich bei ihnen die Kunde von seinem Antheil an den Pariser Kämpfen verbreitete.

Das wußte er und empfand es mit tiefem Ingrimm; er grollte den Kampfgenossen, welchen durch fluchwürdige Thaten zu solchem Verdammungs-urtheil ein Recht gegeben; er grollte dem Schicksal,

das ihn in ihre Kreise gezogen hatte. Und oft steigerte sich dieser Groll zum bittersten Hohn gegen die Ordnung der Welt, gegen den Sieg des Unrechtes, gegen die Verherrlichung des Sieges, gegen den Cultus des Erfolgs, in welchem er die schmachvollste Signatur des Jahrhunderts sah. Seine Ueberzeugungen hatte er nicht aufgegeben; aber die Begeisterung, mit der er sie vertrat, war dahingeschwunden. Groll und Hohn . . es sind ja die Waffen des Vereinsamten, des Ausgestoßenen gegenüber der Welt; Zweifel und Verzweiflung die Waffen, die er gegen sich selbst kehrt. Zwar an das Recht der Menschheit auf eine freiere und schönere Gestaltung ihres Lebens glaubte er nach wie vor; aber er begann zu zweifeln, ob die Stunde schlagen würde, die sie ins Leben ruft.

War's nicht eine Fata Morgana, ein lustiger, an den Himmel gehauchter Traum in der Wüste des Daseins? Und ist die Geschichte der Menschheit nicht überhaupt ein unausgesetzter Kreislauf, ein ewiges Streben, das immer in der Runde geht und immer wieder auf den alten Punkt zurückkehrt?

Und alle die furchtbaren Opferfeste, bei denen die Nationen sich zerfleischen im Kampf mit dem äußern Feind oder im eigenen Innern: schaffen sie

denn aus ihren Opfern ein Mahl für Götter oder nicht vielmehr ein Nas für Hunde? Und ist die Verwefung nicht das letzte Wort der Geschichte, wie sie das letzte Wort der Natur ist? Sind alle die schönen Gedanken und Begeisterungen mehr als tanzende Irrlichter über einem Sumpf, in dem sie rasch wieder versinken? Das waren die Zweifel, die Manfreds Stimmung verdüsterten; aber sie lähmten nicht seinen Willen, einzustehen für das, was er als Recht erkannt. Doch nach so furchtbaren Aufregungen, die ihm Leib und Seele zerrüttet hatten, sehnte er sich nach einem friedlichen Glück; er kam müde, todmüde von den großen Schlachtfeldern der Zeit; er hatte seinen Ueberzeugungen so große Opfer gebracht; hatte er sich nicht damit das Recht erkauft, an sein eigenes Glück zu denken?

Mit dem Heimatsgefühl waren die Erinnerungen seiner Kindheit und Jugend über ihn gekommen und hatten sein Herz weich gemacht, seinen Sinn gelockert für zartere Empfindungen. Clarissa erschien ihm als das Ideal eines deutschen Mädchens von seltener Schönheit und sanftem Wesen, ganz dafür geschaffen, einem Flüchtling ein stilles Asyl an ihrem Herzen . . . am häuslichen Herde zu gewähren. Sie theilte seine Ueberzeugungen nicht,

er wußte dies; aber sie stand ja allen diesen Fragen fremd gegenüber, und wenn sie für echte Ritterlichkeit schwärmte, so war dies nur der edle Zug ihres Herzens.

Noch vor einem Jahre hätte Manfred jede Liebe verdammt, die fahnenflüchtig einer Schönheit im andern Lager sich zugewendet: jetzt war es anders; er sehnte sich nach einer Liebe, welche keine Fahne trug als die des eigenen Glückes, welche sich von der Welt draußen abspernte, um nur den Eingebungen des eigenen Rausches zu folgen. Damals lebte er im Bann der wilden Joë; mit Wehmuth dachte er jetzt noch des schönen Mädchens, das an seiner Seite den Heldentod gestorben war. Sie war eine feurige Genossin seines Glaubens; aber sie war herausgeschritten aus dem Kreise des Weiblichen, wie er sich jetzt selbst sagen mußte; sie war treu in allem, was des Mannes treue Hingebung verlangt; untreu in dem Eigensten und Höchsten des Weibes, in der Liebe; sie verlor sich selbst, weil sie sich nicht zu beschränken vermochte. Nur in der Beschränkung liegt das Glück, das die Frau gewährt und genießt.

Manfred wollte jetzt nur Liebe um Liebe; Joë's Bild trat lebhaft vor seine Seele; er mußte

sie mit Clarissa vergleichen. Beide waren schön, von schlanker, hoher Gestalt, von edlen Zügen; doch bei Zoë war alles in südliche Gluth getaucht; es war etwas wild Loderndes, Unerfättliches in ihrem Wesen; sie war wie die Windsbraut, die auf Flammen dahinfährt. Welch anmuthige Ruhe bei Clarissa, welch köstliche Morgenklarheit, die ausgegossen war über ihr ganzes Wesen! Welch segnende Erquickung mußte ihre Liebe gewähren, während der Unsegen der Rastlosigkeit sich an Zoë's leidenschaftliche Hingebung heftete.

Doch Clarissa trat ihm kalt und fremd entgegen: sie ermutigte seine kühnen Hoffnungen nicht. So tiefe Verstimmung dies bei ihm hervorrief, so verzagte er doch nicht. Sie hatte ein Vorurtheil gegen ihn; er hoffte, daß er es überwinden werde.

Am nächsten Morgen nach seinem vergeblichen Besuch sprach er sie wieder auf der Promenade an; er fand zu seiner Ueberraschung diesmal ein freundliches Entgegenkommen. Hatte die Visitenkarte mit dem Grafentitel ihre Schuldigkeit gethan? Ihre blauen Augen leuchteten von tieferem Glanz, als er bisher an ihnen bemerkt hatte. Am Brunnen sah sie ihn mit so freundlichem Lächeln an, als wollte sie ihm den Becher mit dem Heiltrank zu-

trinken. Ihre Unterhaltung war gefällig und leicht über Gegensätze hinwegleitend, die sie bei den ersten Begegnungen scharf hervorgehoben hatte; eine Andeutung über einen Besuch der Burg, den die Damen am Nachmittag unternehmen wollten, war eine Einladung zu einem Rendezvous im Schatten der alten Ruine; ein vielsagender Blick gab den stillen Kommentar. So liebenswürdig konnte die stolze Schönheit sein: Manfred stand ganz in ihrem Bann.

In der That, die Burgruine bot für ungestörtere Begegnung ein freundliches Asyl: unten auf der Brunnenpromenade wurde jeder Vorgang bemerkt und kritisiert, und auf jedes Duett eines vertraulichen Gesprächs folgte ein kritischer Chorus, dem es an schreienden Dissonanzen nicht fehlte.

So lange Clarissa allein mit der Mutter hoch und schweigend wie eine wandelnde Marmorgöttin über die Promenade dahinschritt, fand die Kritik geringe Ausbeute und mußte sich mit einem Steckbrief begnügen, der sogar mit besonderen Merkmalen nicht ausgestattet war. Sobald aber der rothhaarige Graf mit dem rothen Halstuch an ihrer Seite ging: da war der Rebus fertig für die Badezeitung, die von den hundert Müßiggängern redigirt

wurde, und man hoffte ihn gleichsam in der nächsten Nummer zu lösen.

Eine zufällige Begegnung auf der Burg hatte nur ein sehr geringes Publikum. So wurde denn der Esel wieder gesattelt, der die Gräfin Mutter den Felsen hinauftrug: mißvergnügt zwar und stöhnend unterzog sie sich der Strapaze, um so mehr, als das eigenfönnige Grauchen nicht übel Lust zeigte, mit seiner Last dicht an allen Mauern vorbei zu streichen; doch sie ertrug das Märtyrerthum im Hinblick auf den guten Zweck, der ja der ganzen Familie Greifenberg Segen bringen konnte.

Clarissa war noch immer schwankend und unentschieden. Das fühlte sie heraus, daß dieser Graf kein Roué war, kein verkommener Abenteurer, daß er einen männlichen Sinn besaß, eine umfassende Bildung, feste Ueberzeugungen. Auch seine Persönlichkeit war immerhin edel und stattlich und mußte diesen Eindruck noch mehr machen, wenn die Folgen seines körperlichen Leidens verwunden sein würden. Und doch . . . es war etwas Fremdes, Dämonisches in ihm; bisweilen loderte ein wildes Feuer auf, prächtig schön für den Augenblick der Leidenschaft, doch vielleicht verhängnißvoll für das Glück eines langen Zusammenlebens: das Feuer

eines Jahres, wenn's hoch kommt, dachte sie, und dann die Asche für Jahrzehnte!

„Was konnte den Grafensohn in so irre Bahnen treiben?“ fragte sie sich, und sie beantwortete diese Frage mit kühlem Verstande: es konnte nur die Herrschaft einer fixen Idee sein. Der Pöbel mag zum rothen Banner schwören: ein Abkömmling alter Familien konnte, wenn er sich dazu getrieben fühlte, nur dem dumpfen Zwang einer geistigen Störung folgen. Und zeitlebens an eine fixe Idee getraut zu sein: das war keine wohlthuende Aussicht. Freilich mußte Clarissa sich selbst sagen, daß ihrer Lebensauffassung die Grenze zwischen dem Ideal und der fixen Idee immer unter den Händen entschwand und daß Manfred auch der Befeuerung zugänglich war, da er nicht ohne Reue an manches im Dienst der sogenannten Freiheit bestandene Abenteuer zurückdachte.

Sie saßen im Schatten der Ruine, bis wieder eine warme Abendbeleuchtung auf dem Thale lag. Und wie ein Schimmer des Glücks lag es auf Manfreds Zügen; er sonnte sich in dem Behagen, welches die heimatliche Natur und die ihm entgegenkommende Frauengunst in ihm erweckte; er sah ein Glück vor sich, das er nur kühn zu erfassen

brauchte; denn die Schöne hatte allen Stolz, alle Sprödigkeit abgelegt und gestattete in Ton und Umgang wachsende Vertraulichkeit. So begleitete er auch die Heimkehrenden bergabwärts, wobei ihm indeß der Esel der Mutter so viel zu schaffen machte, daß er gegen die Tochter nicht nach Wunsch galant sein konnte.

Auch die Erlaubniß erhielt er, seinen Besuch im benachbarten Dorf zu wiederholen: dort in der schlichten Laube am plaudernden Flüsschen verstattete ihm Clarissa den ersten Händedruck: er begann über seine Verhältnisse zu sprechen, erzählte, daß er mit seiner Familie zerfallen, daß sein Lebensloos daher ein sehr bescheidenes sei, da er sich in Amerika nur ein mäßiges, immerhin aber ausreichendes Vermögen erworben habe. Clarissa hörte auf diese Eröffnungen ohne sonderlichen Antheil; sie interessirte sich nur dafür, da sie darin die Vorboten einer Erklärung sah; sonst spielte das Privatvermögen des Grafen Manfred eine sehr untergeordnete Rolle in ihren Berechnungen.

Als sie eines Tages wieder über die Promenade gingen, ein stattliches Paar, das von der Medisance der Badegäste schon als zusammengehörig betrachtet wurde: da bemerkte sie zu ihrem Schreck zwei be-

kannte Gesichter und empfing höfliche Grüße, für die sie nur sehr ungern quittirte. Es waren das Gäste aus der Heimat, und ihnen folgte alsbald ein kurzes Zwiesgespräch zwischen den beiden jungen Damen, welche sich der stolzen Gräfin in solcher Weise bemerkbar gemacht hatten.

„Hier also ist sie zu finden,“ sagte die Eine, indem sie mit den Achseln zuckte; „man wußte gar nicht recht, in welches Bad sie eigentlich geflüchtet sei. Wir haben besonderes Glück, Röschen, wir brauchen gar nicht erst die Büsche abzusuchen . . . husch, husch! springt uns das Wild von selbst aus dem Busch.“

Fräulein von Guntershausen hüllte sich nach diesen Worten fester in das umfangreiche Tuch, mit dem sie die Abweichung ihrer Gestalt von dem Kanon hellenischer Schönheit möglichst zu verdecken suchte; auch war der Morgen etwas kühl. Eine alte Dame neben ihr, die gute, reiche Tante, die sie mit ihrer Freundin, Röschen von Kahlau hierher eingeladen hatte, litt an den gleichen Schönheitsfehlern, und nur die genauesten trigonometrischen Messungen konnten ergeben, bei welcher von beiden die Erhebung über das durchschnittliche Niveau der gewöhnlichen Menschenkinder bedeutender war.

„Wer ist denn die stolze Person?“ fragte die Tante; „alle Welt ärgert sich über sie, aber Niemand kann über sie Auskunft ertheilen.“

„Es ist Comtesse Clarissa von Greiffenberg,“ sagte Röschen, mit nachdrücklicher Betonung und dem ganzen Selbstgefühl der Wissenden gegenüber den Ignoranten.

„Sie hat zu Hause Schiffbruch gelitten,“ versetzte die Guntershausen; „doch hat sie wie es scheint, hier ein rettendes Gestade gefunden, wo sie ihre Havarie nach Kräften ausbessert.“

Die Tante hat um nähere Auskunft, welche von der zungenfertigen Nichte sehr bereitwillig ertheilt wurde.

„Sie wünschte den Grafen Waldenbach zu heirathen: der Wunsch zu heirathen ist zwar sehr erlaubt, das wünschen wir Alle, nicht wahr, Röschen?“

Die Guntershausen schlug dabei das heisere Gelächter auf, mit dem sie sich selbst auszulachen pflegte.

„Doch bei der schönen Dame dort hat es damit eine eigene Bewandniß. Wenn sie sich mit dem Grafen verständigte, wurde sie die reichste Erbin des Landes, in Folge eines kuriosen Testamentes,

das unzweifelhaft zu Recht besteht. Darnach würden wir Alle geangelt haben: nicht wahr, Röschen? Doch die schöne Dame hatte Unglück: der junge Graf schlug nicht ein in die dargebotene Hand, abentheuerte zuerst mit der pariser Demimonde herum, verliebte sich dann in eine deutsche Vorstadtschönheit. Das ist kein Geheimniß, Röschen, das wissen wir am besten, das Duell mit dem jungen Justizrath, wegen der Beilchenaugen der Doktorstochter; man kann einer Dame nicht deutlicher zu verstehen geben, daß man nichts von ihr wissen will, als wenn man sich für eine andere schlägt. Und sie verstand den Wink, denn geisteschwach ist sie nicht, diese Clarissa: aber man mag noch so viel Genie besitzen, man findet doch nicht gleich einen Mann: dafür bin ich ein schlagender Beweis."

"Es scheint aber doch," versetzte die Tante, "daß sie hier im Bade mehr Glück hat; ihr beständiger Begleiter . . ."

"Entweder eine Saisonliebschaft," fuhr die Guntershausen fort, "man braucht doch etwas Amusement dafür, daß man die Kurkosten bezahlt. Und wenn sich Diana unbemerkt glaubt, da setzt sie nicht gleich jedem Altaeon Hörner auf: das geschieht nur aus Anstandsrückichten vor dem großen

Publikum. Auch ist vielleicht *dépit amoureux* mit im Spiele; sie will sich selbst beweisen, daß sie nicht zum Ausschuß gehört und daß sich auf einem solchen Teller noch ganz hübsch serviren läßt, wenn ihn auch der Graf verschmäh't hat. Ist's aber keine Saisonliebschaft, so wett' ich ich Alles das, was ich zuviel habe, gegen das, was andere zu wenig haben, daß der Herr mit dem rothen Halstuch ein verkappter Millionär ist. Dafür hat die Comtesse eine ausgezeichnete Wünschelruthe: die Metalladern mittelt sie wie keine andere."

Wenn auch Clarissa von diesen Gesprächen kein Wort vernahm, so wußte sie doch mit vollkommener Sicherheit, daß, was die jungen Damen einander zuflüsterten, nur solchen Inhalt haben könnte. Ihr Infognito konnte sie nicht länger aufrecht erhalten; und ihr mußte Alles daran gelegen sein, daß Manfred nicht eher von einer andrer Seite, als von ihr selbst ihren wahren Namen erfuhr. Noch immer hatte sie Scheu vor der Enthüllung; doch weniger als früher; denn sie hatte bereits durch allerlei Seitenfragen ihn auf die Probe gestellt und die Ueberzeugung gewonnen, daß er sich um die Familienverhältnisse gar nicht gekümmert habe, ja

ihnen gänzlich fremd geworden war. Seitdem er die Universität bezogen, war er nicht mehr in die Heimat zurückgekehrt, und die großen Ereignisse, die er erlebt, hatten die Erinnerungen an frühere Familiengespräche gewiß gänzlich verlöschen lassen.

Doch vor allem mußte sie selbst einen festen, einen folgeschweren Entschluß fassen. Sie hatte die Wahl: ein glanzloses, verarmtes, vereinsamtes Leben, vielleicht den finanziellen Ruin der Familie auf der einen Seite, auf der andern eine Ehe mit Glanz und Reichthum, die sie aber doch vielleicht aus der Gesellschaft ausschloß, die bei der Verschiedenheit der Ansichten zu Zermürfnissen führen konnte: sie erwog indeß im sinnenden Gemüth, daß ja auch eine spätere Trennung nicht die große testamentarische Schenkung Weglebens rückgängig machen könne.

Sie war entschlossen: nun mußte sie Manfred zu einer Erklärung drängen.

Sie saßen in der Laube des Dorfgartens; Jasmin- und Lindenblüthendüfte erfüllten die Luft; die Mondscheibe spiegelte sich in den Bogen des Flusses; ihr unruhiges Bild schwankte zerflossen hin und her. Ueber der Burgruine stand Venus mit hellem Schein. Es war spät geworden. Die Mutter

schlummerte in einem Lehnstuhl, den sie sich hatte in die Laube tragen lassen.

„Die Erinnerung dieser schönen Tage,“ sagte Clarissa, „wird stets lebendig in mir sein.“

„Sie sprechen von Erinnerungen mitten im Glück der Gegenwart.“

„Die Stunde der Trennung schlägt bald: wir müssen nach Hause zurückkehren.“

„Davon haben Sie mir bisher noch nichts gesagt.“

„Es sind neue Nachrichten, die uns zurückrufen, Briefe, die wir erst heute erhalten.“

Clarissa spielte diesen Trumpf aus, sicher des Erfolgs; sie sah an der Unruhe, von welcher Manfred auf einmal erfaßt war, daß sie den rechten Ton angeschlagen hatte und auch zur rechten Zeit. Es war einer jener milden, weichen Abende, welche das Herz auf die Lippen locken: im Dämmerlicht zerfließt, was der Tag scharf geschieden hat, und von süßer Hingebung spricht die Natur. Manfred ergriff die Hand des Mädchens, seine Augen leuchteten.

„Nicht länger,“ sagte er, „kann ich's verheimlichen, was mein Herz erfüllt, ich muß das entscheidende Wort sprechen. Clarissa, willst Du's mit

mir wagen, willst Du die meine sein? Ich bin ein wilder Gesell; mit dem Geächteten mußt Du durchs Leben schreiten, und wie verscheuchte Nachtfalter werden unheimliche Erinnerungen um uns schwirren; aber mein Herz sehnt sich nach einer großen Liebe, die es ganz erfüllt, die mir den Frieden wiederbringt. Nicht den Sternen oben will ich die Botschaft des Friedens glauben, nicht der schweigenden Mondnacht; zu oft hab' ich gesehen, wie die Brandfackeln der Erde dem freundlichen Himmel ins Gesicht leuchten; Dir aber will ich's glauben, wenn Du mir's sagst, daß Du mich liebst."

Clarissa drückte ihm stumm die Hand, sie ruhte eine Zeitlang an seinem Herzen; dann aber erhob sie sich, die Hand wie zur Abwehr ausgestreckt.

"Doch nein, ich darf dem Gefühl nicht folgen, das auch mich bewegt, ehe Du alles weißt; ich habe Dich getäuscht, Manfred, ich bin nicht ein Fräulein von Bleibau . . ."

"Was kümmert mich das," rief er aus, "auf Wort und Namen kommt's nicht an."

"Doch, doch, Manfred . . ."

"Nein, Du hast mein Wort! Kann ein Name Deine Schönheit wandeln und Alles, was Dich meinem Herzen theuer macht? Du bist die Ver-

heißung meines Glückes, das ist ein Name über alle Namen!"

„Nun denn, ich bin Clarissa, Gräfin von Greifenberg, und ich weiß jetzt, daß Du erschrecken wirst, als ob Du vor einem Abgrund ständest. Vergieb mir, daß ich es nicht gleich gewagt, Dir meinen wahren Namen zu nennen; aber das Glück war zu süß, das mich umfing; es wurde mir zu schwer, es mit rauher Hand zu zerstören. Jetzt aber richtet sich die Feindschaft der Familien, der Haß der Geschlechter wie ein Gespenst zwischen uns auf und trennt uns.“

„Und das ist Deine Besorgniß? Darum der Maskenscherz? Was kümmert mich der Haß der Familien, da ich mich um die Familie selbst nicht kümmere, die sich von mir losgesagt. Du bist eine Verwandte von mir: das bringt uns nicht näher, nicht ferner; wir gehören nur uns allein, was gehen uns die andern an? Ich bin ein Heimatloser: Deine Liebe soll mir die neue Heimat gründen. Und so wiederhol' ich meine Frage: willst Du die Meine sein, Clarissa?“

„Dein von ganzem Herzen und fürs Leben.“

Er drückte den Brautfuß auf ihre Lippen . . .

Die Mutter wachte darüber auf und sah noch im Halbschlaf, wie sie die Ringe tauschten.

„Was geht hier vor?“ sagte sie, „ich träumte eben, daß Schloß Greifenberg in Feuer aufging.“

„Dann ist's ein Freudenfeuer,“ versetzte Clarissa, „und bedeutet reiches Glück. Wir haben uns verlobt, Mutter . . . gieb uns Deinen Segen!“

Das Ereigniß war so wichtig, daß es doch die Gräfin Mutter nöthigte, vom Lehnstuhl aufzustehen; sie rieb sich die Augen; vielleicht war es noch der Schummer, vielleicht waren es Freudenthränen; sie schüttelte dem Grafen gerührt die Hand.

„Endlich . . . ich wußte doch, daß es so kommen würde,“ sagte sie mit einer Miene, welche Manfred so sibyllinisch vorkam, wie diese Worte. Er schied indeß mit Kuß und Händedruck, im Herzen das volle Gefühl des Glückes.

„Mutter,“ sagte Clarissa, „nichts von dem Testament! Er weiß nichts davon, er denkt nicht daran; das findet sich von selbst!“

Es wäre ihr indeß lieber gewesen, wenn er davon gesprochen hätte . . . ein Gefühl der Beunruhigung kam über sie: wie würde er's aufnehmen, wenn er's erführe? Oder schwieg er nur

davon aus Zartgefühl? O nein, als sie ihren Namen nannte, da verrieth kein Blick, kein Wort, daß sich ihm damit die Aussicht auf Glanz und Reichthum erschloß; er folgte ahnungslos nur seiner Liebe. Um so mehr galt es, ihn festzuhalten, ihm den Rückweg abzuschneiden; ihr Glück durfte kein Geheimniß sein.

Arm in Arm erschien sie mit ihm am nächsten Morgen auf der Promenade; es war ihr sehr willkommen, als ihr die beiden Hoffräulein in Begleitung der Dame begegneten; sie zögerte nicht, ihnen sogleich in Manfred ihren Bräutigam vorzustellen.

Die Guntershausen war zwar gegen alle Schicksalschläge abgestumpft; als ihr aber in dem rothhaarigen jungen Herrn der Graf Manfred von Waldenbach vorgestellt wurde, da konnte sie doch einen leichten Aufschrei des Erstaunens nicht unterdrücken, und die Miene, mit der sie zu Clarissa emporjah, hatte nichts Feindliches, sondern den Ausdruck aufrichtiger Hochachtung und Bewunderung. Sie konnte, als das junge Brautpaar sich wieder von ihnen getrennt hatte, den Gleichmuth ihrer Seele nicht ganz bewahren; sie fuhr so eifrig zwischen der Freundin und der Tante hin und her,

daß sich sogar ihr Tuch verschob und sie vor aller Welt die *Misère ouverte* enthüllte, die sie auf dem Rücken trug.

„Das muß ich sagen,“ begann sie ihren Dithyrambus, „Ehre dem Ehre gebührt! Die Greiffenbergerin ist eine Diplomatin de pur sang, und wenn sie den Grafen Ottomar geheirathet hätte, da hätte Europa etwas erleben können. Hat sie sich doch den jungen Grafen Nummer zwei, nachdem Nummer eins versagt, wie einen goldbringenden Alraun unter dem Galgen herausgegraben! Denn viel besser ist die Gegend nicht, wo er herkommt.“

„Er war ja ganz verschollen,“ meinte Kösschen von Kahlau.

„Das ist eben die Kunst, solche Verschollene zu rechter Zeit herbeizuzaubern! Allen Respekt vor dieser Clarissa! Und die Sache ist so einleuchtend. Der kommt mit einem großen Deficit an Geld und Ehre nach Hause: das wird rasch mit der Wegleben'schen Erbschaft vollgestopft, und da bleibt noch ein schöner Ueberschuß. Warum soll er Clarissa nicht mit in den Kauf nehmen? Sie ist wenigstens hoch und gerade gewachsen, und man kann mit ihr auf der Promenade und im Salon Staat machen. Die Welt bewundert ja die Wachsbilder. Doch ruhig wird das

nicht abgehen, es wird einen köstlichen Skandal geben; wir werden etwas erleben, Kinderchen!"

Und die Guntershausen rieb sich vergnügt die Hände und gerieth bei ihrer Aufregung in ein so lebhaftes Tempo, daß die alte Tante kaum mit ihr Schritt halten konnte.

Behtes Kapitel.

Im Vaterhause.

Um Schloß Waldenbach zogen sich von allen Seiten die Wolken zusammen. Der alte Graf saß nicht mit der Allmacht eines blitzeschleudernden Dämons in ihrer Mitte, wenn er es auch an Kraftäußerungen nicht fehlen ließ, wenn er sich auch körperlich etwas erholt hatte; doch es ging nichts nach seinen Wünschen, und dies steigerte seine Ungeduld. Auch sein Rathgeber, der Justizrath, war ihm unbequem; denn er kreuzte seine Wünsche und kehrte bisweilen die rauhe Seite mit unangenehmer Offenherzigkeit heraus. In den Augen des Grafen war er nicht viel mehr, als ein geschickter Arbeiter, der sein Metier versteht, und er ließ ihn dies oft genug fühlen.

Sie saßen im Arbeitskabinet des alten Grafen in ernster Berathung.

„Ich kann es nicht glauben, Herr Graf,“ sagte der Justizrath, „daß Sie Ihre Kinder geradezu enterben wollen.“

„Enterben? Wer spricht davon? Ottomar kann ja, wenn er nicht eigensinnig ist, die größte Erbschaft des Landes machen. Für Clotilde ist reichlich gesorgt!“

„Graf Ottomar hat ein Recht auf den väterlichen Besitz.“

„Ein Recht? Welches Recht? Es sind Allodialgüter, über die ich frei verfügen kann: er hat nur ein Recht auf den Pflichttheil; er ist ungehorsam, und ich kann ihn bestrafen.“

„Man wird das nicht billigen, Herr Graf!“

„Frage ich danach? Die Meinung der Menschen ist mir stets gleichgültig gewesen. Ich habe eine Pflicht der Dankbarkeit zu erfüllen gegen eins der liebenswürdigsten Wesen, welche die Erde trägt; gegen eine Frau, die sich mit seltener Aufopferung an mich angeschlossen, mir ihr ganzes Leben geweiht hat.“

„Gewiß, eine solche Samariterin ist selten, am seltensten in dem lebenslustigen Paris; doch Sie können ihr ja ein reiches Witthum aussetzen, ohne daß die Güter der Familie verloren gehen.“

„Das ist meine Sache! Der Familienbesitz ist ein Aberglaube: was wir besitzen, das ist ein Stück von uns. Wir legen ganz unsern Willen darein.“

„Doch Sie können,“ versetzte der Justizrath, „der Dame, der künftigen Frau Gräfin, ja so lange sie lebt, den Nießbrauch Ihrer Güter überlassen . . .“

„Das gäbe unausgesetzte Händel! In so abhängige Lage will ich sie nicht versetzen. Ich bin nicht blind, ich sehe, wie sie von meinen Kindern gehaßt wird; sie wäre verloren nach meinem Tod, wenn ich sie nicht auf eine Höhe stellte, zu welcher Haß und Feindschaft nicht heranreichen.“

„So könnten Sie wenigstens“ sagte der Justizrath kleinlaut, „der Frau Gräfin Ihre Kinder substituiren.“

„Damit diese sich von Hause aus als die Herren fühlen, nur auf ihren Tod warten und lauern . . . das hieße die schlimmsten Gedanken, Wünsche, Pläne heraufbeschwören.“

„Sie sprechen von Ihren Kindern, Herr Graf.“

„Ich spreche von dem, was im menschlichen Gefühl liegt! Wer kann für bösen Willen die Grenze ziehen? Niemand hat vollkommene Gewalt über sich, ein Waldenbach am wenigsten. Ich stehe

für nichts ein, bei mir selbst: sollt' ich für meine Kinder einstehn können?"

"Für alle gewiß nicht; am wenigsten wohl für Ihren Sohn Manfred, der, wie ich gewiß weiß, soeben in unserer kleinen Residenz eingetroffen ist."

"Manfred," rief der Graf aufspringend, "unmöglich!"

Er klingelte heftig . . . "Die Baronin," rief er dem Kammerdiener zu.

"Die Nachricht ist verbürgt, Herr Graf," sagte der Justizrath, indem er eine Priese nahm und sich langsam erhob, "Sie verstaten mir eine Erklärung. Ich muß bekennen, daß ich gänzlich ungeeignet bin, ein Testament zu entwerfen, wie es Ihren Wünschen entspricht: es geht mir zu sehr gegen den Strich; ich würde Ihre Intention nicht treffen, nicht richtig ausdrücken und, ich leugne es nicht, nach jedem Satz, den ich hingeschrieben, Lust empfinden, die Feder fortzuwerfen; ich ersuche Sie daher, mich von der Abfassung des Testaments zu dispensiren."

"Soll geschehen, Herr Justizrath!" sagte der Graf in ungnädigster Stimmung, er hörte nur halb auf die Erklärung seines juristischen Rathgebers, der sich mit einer etwas kühlen Verneigung empfahl und draußen einige mißvergnügte Worte

über absonderliche Marotten und himmelschreiende Ungerechtigkeit vor sich hinhinmurmelte.

Nicht lange währte es, so erschien die Baronin im Arbeitskabinet des Grafen.

„Du siehst mich in höchster Erregung,“ rief er ihr zu, „mein Sohn Manfred ist hier.“

Mariam schwieg betroffen; Gordon wäre ihr früher nicht unwillkommen gewesen; doch die Möglichkeit, daß er jetzt mit Pigeon zusammentreffen könne, war ihr unbequem.

„Ich habe mich längst von ihm losgesagt; er hat die Traditionen der Familie verleugnet, ihre Ehre an den Pranger gestellt; er ist geächtet in diesem Lande und nicht bloß bei denen, die einen Stammbaum und ein Wappen haben. Ich hielt ihn für verschollen in Amerika . . . was führt ihn zurück? Neuen Kummer bringt er mir ins Haus, Schimpf und Schmach . . .“

„Er wird sich gebessert haben,“ versetzte Mariam beruhigend; ihre Pariser Trümpfe behielt sie noch in der Hinterhand.

„Gebessert? Das ist klägliches Glückwerk: der Riß der Vergangenheit wird immer von neuem klaffen.“

„Es ist doch nicht der erste verlorene Sohn, der ins Waterhaus zurückkehrt.“

„Manfred . . . es regt sich in mir ein Gefühl, das ich verdammen muß, eine Art von Sehnsucht, ihn wiederzusehen. Wie oft hat sein Bild mir vorgeschwebt in schlummerlosen Nächten; es ist doch schwer, einen Lebenden zu begraben. Und doch . . . es muß geschehen! Streng muß der Vater richten über den Sohn, strenger als die andern; das ist seine Pflicht. Er kommt, vielleicht ein Bankerottier, ein Bettler, der mich um Hülfe anfleht; vielleicht kommt er nur etwas zu früh, als lachender Erbe; er wird sich irren!“

Die Alte stieß heftig mit dem Stock auf: da vernahm er, wie ein Wagen über das Pflaster des Hofraums rollte; er schrak zusammen; war es schon Manfred? Mariam stand am Fenster und sagte: „Es ist Ottomar!“ Und halbblaut fügte sie hinzu: „Wer weiß, wer der Schlimmere ist.“

„Ottomar schon wieder aus der Residenz zurück? Das flattert alles herbei wie die Leichenraben! Bin ich denn schon ein tochter Mann? Mariam, komm' in meine Arme, daß das Gefühl des Lebens über mich komme: an Deinem Herzen fühl' ich's erst, wie warm noch das meinige schlägt.“

Nicht lange währte es, so stand Ottomar im Gemach; es lag in seinem Wesen etwas, wie ein

fester Entschluß; er würdigte Mariam kaum eines Grußes. „Ich komme, Dir, Vater, einige Mittheilungen zu machen . . .“

„Ein Gesandtenposten? Oder bist Du verlobt mit Clarissa?“

„Was ich Dir mittheilen will, wird Dir weniger erfreulich sein: ich zögerte damit; doch ein unwillkommenes Gerede, das hier in Stadt und Land sich verbreitet hat, zwingt mich, den Schleier zu lüften.“

In der That war Ottomar in Folge eines Briefes von Hedwig zurückgekehrt; sie hatte ihm nicht nur Vorwürfe gemacht wegen seines Duells mit Hugo; auch als es glücklich verlaufen war, hatte die Kunde davon sie in eine fieberhafte Aufregung versetzt. Das Duell war kein Geheimniß geblieben: Hedwigs guter Ruf stand auf dem Spiel: um ihretwillen hatte es stattgefunden, das wußte man, und die geschäftige Phantasie der Erzähler und Erzählerinnen erfand das Uebrige dazu. Der junge Poet, ihr Verlobter, wollte ihre Ehre an dem Grafen rächen. Darüber konnte ja kein Zweifel sein: sie war die Geliebte Ottomars, und dies war doch wohl eben so sicher, daß sie nie seine Braut werden würde. Die dicke Marianne von Guplar, die ebenso

offenherzig wie geistesbeschränkt war, hatte ihr diese Gerüchte ausgeplaudert und ihr auch einen reizenden, höchst pikanten Brief des Fräuleins von Guntershausen mitgetheilt, welche im Bade davon gehört und diese Angelegenheit mit ihrem köstlichen Humor beleuchtet hatte. Auch bei Hofe cirkulirten derartige Gerüchte, und sie drangen aus den Antichambres bis in die höchsten Kabinete. Das alles schrieb Hedwig an Ottomar: sie fügte hinzu, daß sie gern ausharre, um seinetwillen leide und ihm freudig jedes Opfer bringe, daß sie ihm aber doch nicht verschweigen dürfe, was die Welt ringsum von ihnen beiden denke und spreche. Der Brief war entscheidend für Ottomar: er durfte nicht länger zaudern. So stand er jetzt dem Vater gegenüber.

„Ich bin schon gewohnt,“ sagte dieser, „Unangenehmes zu erfahren; Freude an meiner Familie zu erleben, ist mir seit langer Zeit versagt. Komm her, Mariam! Setze Dich zu mir! Ich brauche einen Schutz gegenüber den Dolchen, die man mir fortwährend auf die Brust setzt.“

„Ich habe mich verlobt, Vater.“

„Und nicht mit Clarissa?“

„Nicht mit Clarissa!“

Mariam hatte Mühe, den Alten, der vom Stuhl aufspringen wollte und dem die Hornesadern auf der Stirn schwellen, zurückzuhalten; sie schlang die Arme um ihn, sah ihm mit sanfter Bitte in den Augen und auf den Lippen bestrickend an.

„Thor! Welch unglaubliche Verblendung! Ein Glück von sich zu stoßen, das uns so freundlich anlächelt, uns die Hand entgegenstreckt . . . und warum? Wahrscheinlich hat eine geschicktere Dame das Netz um Dich geworfen. Du wirst mir von Liebe sprechen: ein Diplomat, der da weiß, wie leicht dergleichen ins Gewicht fällt in den tonangebenden Kreisen, mag es auch drunten beim Volk oft die Wagschale zu Boden drücken, ein Soldat, der sich jeden Tag eine andere Beute erobern kann . . . paßt für Dich eine Liebe, zu der sich ein junger Poet die Nachtigallen engagiren mag? Der Mann hat Pflichten gegen sein Haus, gegen seine Familie; er rückt ein in eine Reihe, die vom Ahn zum fernsten Enkel fortgeht, und er hat dafür zu sorgen, daß die glänzende Kette nicht unterbrochen wird. Diese Pflicht hast Du schmählich verlegt. Die Hand Clarissa's gab unserm Hause neuen Glanz; Du hast es verschmäh't, um sie zu werben.“

„Ich theile nicht Deine Ansichten hierin; nicht blindes Glück, nicht die Lotterie des Schicksals, sondern der eigene Werth soll den Glanz des Hauses gründen.“

„Clarissa,“ warf Mariam mit lauernden Blicken ein, „ist ja nicht die einzige reiche Erbin: wer weiß, welche Wahl Graf Ottomar getroffen hat.“

„In der That, ich bin begierig, das zu erfahren.“

„Ich habe mich,“ sagte Ottomar mit fester Stimme, „verlobt mit Hedwig, der Tochter des Doktors!“

„Das kann nicht sein, das darf nicht sein!“ rief der Graf, indem er sich krampfhaft erhob; seine Hände zitterten, mit denen er sich auf den Tisch stützte.

„Wer soll mir's wehren?“ versetzte Ottomar, „ich bin der freie Herr meiner Wahl.“

Bergebens suchte Mariam jetzt wieder zu beschwichtigen; in seiner blinden Erregung stieß der alte Graf auch sie zurück. Er ging auf Ottomar zu, der aufgesprungen war und erfaßte ihn an der Brust mit krampfhafter Wuth.

„Du bist ein Verräther!“

„Vater,“ rief Ottomar aufbrausend, indem er sich von dem Geiersgriff des Alten losriß.

„Ein Verräther an den Heiligthümern dieses Hauses: ein bürgerliches, armes Mädchen! Mein Gott, dergleichen liebt man, wenn man nichts Besseres zu thun hat, aber ihr die Grafenkrone aufs Haupt setzen: das ist eine grenzenlose Verirrung. O ich wußte, daß der schwerste Schlag noch ausstehe, der mich treffen sollte: es war nicht genug, daß der Junge Millionen in die Lüfte verpuffte, als wären's Seifenblasen: er mußte das Maß der Thorheit übertroll machen und sich in ein hübsches Gesicht, das man vielleicht ein paar Mal gern neben sich sieht, nicht verlieben, sondern dasselbe in unsern Ahnenaal einschmuggeln wollen.“

„Hedwig hat viel für mich gethan und geduldet,“ sagte Ottomar; „sie war bereit mir ihr Leben zum Opfer zu bringen.“

„Ein Mädchen, das liebt, ist zu allem fähig; es klettert auf die Dächer wie eine Nachtwandlerin; doch was geht's Dich an? wie der Dichter sagt. Mag sie von Dir träumen . . Du brauchst dies Rädchen im Hollunderbusch nicht zu wecken. Die Grafenkrone und der Rittersporn verblüffen diese armen Geschöpfe. Sie glauben uns zu lieben und lieben nur ihre Visionen von irdischer Herrlichkeit. Doch das ist ihre Sache. Ottomar, thu' mir das nicht an!“

„Es ist unabänderlich, Vater!“

„Und was hast Du dann voraus vor dem Anderen, der mir zerbrochen in flirrenden Scherben alles vor die Füße warf, was seit Jahrhunderten der Schmuck unserer Familie ist; der tief untertauchte in die Hefe des Volkes, die uns mit höhnischer Grimasse verfolgt? Nun, ein Hinterwäldler macht seine Toilette nur für die Glenthierc und die Rothhäute; doch Du, in Deinen Kreisen, bei der Laufbahn die Du eingeschlagen hast . . .“

„Es ist vergeblich, Vater!“

„So wenig Du tanzen kannst mit waschledernen Handschuhen und mit Wasserstiefeln in Deinen Salons, so wenig . . .“

„Halt' ein, mein Vater! Beschimpfe nicht das Mädchen, das ich mir erwählt: ich werde sie mit mir zu Ehren bringen, darauf verlasse Dich, wenn ihr auch nicht ein Gefolge von zwanzig Ahnen die Schleppe trägt. Und jetzt gieb mir Deine Zustimmung!“

„Nimmer,“ rief der Alte jetzt losbrechend, „nimmer! Du bist wie der Andere, Du sagst dich los von mir. So verzichte auch auf Dein Erbe; ich verfüge anders darüber.“

Jetzt hielt sich Ottomar nicht mehr; ihn reizte

Mariams heuchlerische Miene, denn aus ihren Augen blickte die Freude über den Streit zwischen Vater und Sohn, so sehr sie auch beschwichtigend dazwischen trat und bittend die Hände faltete.

„Ich bin dieser Dame oft genug begegnet, um zu wissen, daß sie kein Friedensengel ist, der den Segen in das Haus bringt, sie, die Fremde, die sich hier eingedrängt hat, um Zwiespalt zu bringen zwischen Vater und Kinder und diese ihres rechtmäßigen Erbes zu berauben. Sie müßte vor Scham in die Erde sinken, ehe sie Zeugin eines solchen Auftrittes ist. Auf sie der Fluch dieser Stunde.“

Mariams Augen glühten wie die Augen einer Tigerkätz, doch sie schwieg.

„Hinter ihrer verückenden Miene lauert die Hinterlist: sie war's, die mich in Paris ins Verderben lockte! Beweisen kann ich's zwar nicht . . . doch meine Ueberzeugung steht fest.“

„Nicht beweisen . . . und doch solche Anklage? Aus meinen Augen, Nichtswürdiger, aus meinen Augen!“

Der Graf brach zusammen, von Mariam gestützt.

Ottomar verließ das Zimmer.



Draußen stand Clotilde, welche an der Thür gehorcht hatte.

„Das ging ja sehr lebhaft her, Brüderchen,“ sagte sie, „so ist's immer, wenn man sich ein Glück erkämpfen muß. Aus freien Stücken giebt's die Welt nicht her! Ich gratulire Dir von Herzen.“

Und der Wildfang drückte einen herzhaften Kuß auf die Lippen des Bruders.

„Und da ich denn Dein Geheimniß erfahren habe, so erfahre auch das meinige. Auch ich bin im Stillen verlobt.“

„Auch Du?“ fragte Ottomar, der noch immer seine Erregung nicht meistern konnte.

„Wundert Dich das? Ist es nicht das Gescheueste, was wir jungen Mädchen thun können?“

„Und mit wem bist Du so gescheut gewesen, Dich zu verloben?“

„Pst . . . sag's nicht weiter; ich flüst're Dir's nur ins Ohr, denn hier ist man verrathen und verkauft; drin ist ja die Pariser Klapperschlange mit den Giftzähnen. Du bist ihr tapfer entgegengetreten und hast Dich vor ihrem tödtlichen Hauch nicht gefürchtet . . . das freut mich! Also unter uns, Brüderchen! Ich bin verlobt mit einem sehr wackern

sehr gesehten Herrn, der mir aber fabelhaft gefällt . . . der freilich! kein Graf ist . . . Du lieber Gott, wo soll man sie hernehmen, die Sorte ist hier nicht so häufig; aber den der Papa sehr leiden mag: mit Herrn von Werben!"

"Mit Herrn von Werben?" wiederholte Ottomar kopfschüttelnd.

"Nun, ist's wieder nicht recht? Den Paul mocht' ich nicht, er ist so simpel und dann wegen des Testamentes . . . ich habe auch meinen Stolz so gut wie Du; ich will nicht flatschenaß werden vom Goldregen des alten Wegleben."

"Du bist ein braves Mädchen," sagte Ottomar sie küssend; „gebe Gott, daß Du gut gewählt hast, und daß Du nicht, um der Charybdis zu entgehen, in die Scylla gefallen bist."

"Wozu der gelehrte Kram?" sagte Clotilde, „wir lieben uns einmal! Was Scylla und Charybdis! Man wird wohl zwischen durch kommen können."

Nach herzlichem Abschied fuhr Ottomar ins Städtchen zu seiner Hedwig. Unterwegs sann er über Clotildens Mittheilung nach; ein Gefühl des Mitleids, der Wehmuth kam über ihn. „Da geben sie ihr Leben hin," dachte er bei sich, „diese armen Geschöpfe, in einem thörichten Augenblick,

vielleicht an einen Schachspieler, der mit ihnen
irgend eine Partie gewinnen will. Und dann packt
man sie mit allen ihren Träumen von Glück wie
hölzerne Puppen in die Schachtel. Das ist das
Ende vom Lied."

Erstes Kapitel.

Der verlorene Sohn.

Welchen Zauber übt die heimatliche Erde aus, der Boden unserer Kinderspiele, unserer Jugenderinnerungen! Manfred fühlte sich wie wiedergeboren in dem stillen Thüringer Thal; wie ein wüster Traum lag alles spätere Leben hinter ihm: er versenkte sich ganz in seine Jugend. Und da gewann auch das Unscheinbarste Bedeutung für sein Gefühl; dort die Windmühle auf dem Berg, hier die Pappelallee, der Weg über die Waldberge, der Aussichtspunkt, von dem aus man das am Fuß des Berges kauernde Städtchen und den sich schlängelnden Fluß erblickt; nicht diese Bilder der Landschaft selbst, sondern was er an diesen Stätten geträumt, gedacht, empfunden, das trat wieder vor seine Seele, und ihm war's als badete er sich wieder

rein in diesen Empfindungen der Jugend, die wie aus einem langverschütteten, jetzt neu geöffneten Quell ihm zuströmten. Die Unveränderlichkeit der Natur in allem Wandel der menschlichen Dinge hat etwas Rührendes für das Gemüth. Ist das nicht derselbe Trauermantel, dem der Knabe nachjagte vor zwanzig Jahren, über derselben Waldblichtung? Sind das nicht die Haselnüsse dort am Feldrain, die er einst gepflückt, um der kleinen Schwester einen Dreibock zu geben? Noch immer steht dort der alte Berg mit seiner Regenkappe wie damals; noch immer plaudert der Fluß und begleitet mit seinem Rauschen, ach, ganz andere Gedanken. Die Eiche, unter der er so oft saß, in die Lektüre der deutschen Dichter vertieft, breitet noch wie früher ihre Riesenarme aus, knorrig und trozig: nur drüben, wo früher die junge Schonung war, ist Trieb auf Trieb emporgeschossen, und ein hoher Forst rauscht im Winde.

Auf seinen Fußwanderungen gab sich Manfred diesen Eindrücken am liebsten hin: nur zu Fuß pilgerte er nach Schloß Greifenberg, obschon der Weg zum Thal über sonnige Aecker und Triften führte. Selbst das alte Schloß heimelte ihn an: verweilte doch dort die Zauberin, die alle diese Gefühle in

ihm zum Leben erweckt hatte. Oft sah sie ihn kommen und winkte ihm mit dem Schnupftuch wie ein Burgfräulein vom Söller zu.

Es war nicht blos der Rausch der Leidenschaft, der ihn beseligte, wenn das kühle Mädchen in seinem Arm erwarnte, ihre lichtblauen Augen plötzlich dunkelten wie ein tiefer Bergsee am Abend, ihre Küsse immer glühender wurden; denn Clarissa war keine Marmorbraut, und der Bann war gebrochen, den ihr berechnender Geist über die schlummernden Sinne warf: nein, mehr als das beglückte ihn das Gefühl, geliebt zu werden, um seiner selbst willen; er, der Flüchtige, der Verstoßene fand dies unverhoffte Glück in der Heimat; er, der Verzweifelte, den die blutigen Schatten unseliger Thaten verfolgten, dem die gescheiterten Ideale das Herz mit bitterem Hohn erfüllten, lernte wieder glauben an den Sonnenschein des Lebens.

Geliebt . . . um seiner selbst willen; denn was konnte er der Liebenden an äußerem Glanze bieten? Ein bescheidenes Vermögen, einen in den Augen der Welt besleckten Namen . . . wie hochfönnig von ihr, daß sie darüber hinweg sah und nur dem Zug ihres Herzens folgte!

Und er bedurfte des Trostes, der in solcher

Singebung lag. Wenn er aus dem Heiligthum des Waldes heraustrat und wieder unter die Menschen kam, da merkte er bald, daß er mit feindlichen Blicken beobachtet wurde: man ging ihm aus dem Wege wie einem Pestfranken; die anfängliche Neugier war befriedigt, seitdem man erfahren, wer der Fremde war, an ihre Stelle war ausgesprochene Abneigung und Mißachtung getreten. Dem Justizrath, mit dem Manfred in einer Geschäftssache verkehrte, war es schwer geworden, mit einiger Höflichkeit den brummigen Ton zu mäßigen, in den er stets verfiel, wenn ihm Unangenehmes begegnete, das seine Stimmung verdarb. Fräulein von Guntershausen, die mit Röschen von Rahlau aus dem Bade zurückgekehrt war, bemerkte den rothen Grafen, wie sie ihn bereits unter Zustimmung des ganzen Hofes getauft hatte, in der Parkallee, wo er gerade auf sie zukam. Sie setzte sich ihren Kneifer auf, um ihn scharf ins Auge zu fassen.

Röschen nahm Reißaus wie vor dem Gottseibeiuns und verschwand in einen Seitengang, ob schon ihr die Begleiterin zurief: „Fürchte Dich nicht, Röschen; das ist kein Bauman mehr, kein Menschenfresser! Das wird bald ein reicher Mann

sein, eine Respektsperson, vor der die ganze Stadt den Hut zieht!"

Sie selbst erwartete ihn unerschrocken mit einem etwas mokanten Air und erkundigte sich nach Clarissa's Befinden, das jetzt beispieellos gut sein müsse; doch sah sie sich dabei nach allen Seiten mit einer gewissen Aengstlichkeit um, ob nicht das Hofgefinde ihr Rendezvous belausche. Den impertinenten Kneifer nahm sie indeß nicht ab, um nicht, wie sie später Röschen erzählte, durch den Zauber ihrer Augen den interessanten Fremdling zu bethören. Die Gevatter Schneider und Handschuhmacher aber, die Kleinbürger des Städtchens, zeigten vor dem Grafen eine heilige Scheu und nieden ihn, als wenn er mit dem bösen Blick behaftet wäre. Alle diese schlimmen Erfahrungen, diese kleinen Nadelstiche des Schicksals theilte er Clarissa mit und war etwas erstaunt über den tiefen Eindruck, den seine Mittheilungen hervorriefen: sie erblaßte und verfiel in eine Niedergeschlagenheit, aus der sie sich kaum aufraffen konnte: warum verstimmt sie das Kleine, während sie das Große mit großem Sinn erfasst hatte?

Der schwerste Gang stand Manfred noch bevor: der Gang nach Schloß Waldenbach. In Paris

mochte er es vermeiden, seinem Vater zu begegnen: hier konnte er es nicht, um so weniger, als er ja wieder in den Kreis der Familie eintrat. So sehr er auf einen heftigen Auftritt gefaßt war: so hoffte er doch, durch seine Verlobung mit Clarissa den Zorn des Vaters zu entwaffnen. Es war ihm zwar eine dunkle Erinnerung geblieben an die alte Feindschaft der Familien, doch er hatte in Greifenberg gehört, daß eine Ausöhnung stattgefunden habe, und Graf Paul, der ihm stets sehr freundlich entgegenkam, hatte ihm von seinen Besuchen auf Schloß Waldbach erzählt. Er nahm den Wanderstab zur Hand und schritt den Fluß entlang, der seinen Weg mit freundlichem Plaudern begleitete. Immer wehmüthiger wurde es ihm zu Muth, als er in das engere Thal trat, das sich hinter mächtig vorgeschobenen Wald- und Felsenbergen zu verstecken schien. Dort oben, wo das Kreuz sich erhob über der fahlen, schroffabstürzenden Felsenwand, hatte er oft als Knabe gestanden, um sich den schwindelfreien Blick in die Tiefe anzugewöhnen; da drüben im tiefsten Baumversteck der Felsengrotte hatte er sich erlabt am Tranke der sommerlichen Gastwirthschaft, wenn er auf den hohen Waldbergen herumgeklettert war. Bei jeder Windung des Thals zeigte sich ihm

ein neues Bild und jedes kam ihm so bekannt und vertraut vor, so unauslöschlich sind die Eindrücke der Jugend. Dort die Försterei, wo ein enger Seitengrund in das Hauptthal mündet: davor noch die alte Pappel, an deren Stamm sich die seltensten Schmetterlinge ein Rendez-vous gaben . . . wie hatte er früher hier immer sein Fangnetz mit den kostbarsten Exemplaren bereichert! Weiter stieg der Weg aufwärts zwischen hochstämmigem Tannendickicht: das Gepolder des Flusses kam aus der Tiefe.

Endlich . . . wie schlug sein Herz! Durch den geöffneten Wald der Durchblick auf das hochragende väterliche Schloß! Wie oft hatte er, wenn er aus den Ferien der Schulzeit heimkehrte, hier mit Jubelruf die Mühe schwenkend, die Stätte seiner vergangenen Spiele und bevorstehenden Ferienfreuden begrüßt! Wie prächtig war dies Bild, zu welchem die weitausgestreckten Aeste der Tannen und knorrigen Eichen am Wege den Rahmen bildeten: unten der silberne Fluß, beruhigter in anmuthiger Krümmung durch das Wiesenthal strömend, das Dörfchen an ihm hingebaut, Haus für Haus wie aus einer Schachtel auf grünem Spieltisch, der hohe, schmale Berg, mitten ins Thal geworfen, wie

von einem neffischen Berggeist, der ihn dem Fluß in den Weg schleuderte, das stattliche Schloß, auf dessen langen Fensterreihen das Sonnenfilber glühte . . . und dahinter Berg auf Berg ansteigend, ein tiefdunkler Hintergrund, von dem sonnenlicht das Schloß sich abhob! Der malerische Reiz des Bildes verschwand für Manfred bald hinter dem Flor wehmüthiger Erinnerung: eine Thräne trat ihm ins Auge.

Nicht lange darauf so schritt er durch das hohe Burghor. Unerkannt wollte er vor seinen Vater treten: dann rechnete er auf den sympathischen Zug der Natur, auf geringere Feindlichkeit nach der anfänglich freundlichen Begegnung.

Da trat ihm im Burghof Mariam entgegen. „Gordon!“ rief sie überrascht.

„Ihr Vater ist schwerkrank,“ fügte sie hinzu, „folgen Sie mir in meinen Salon.“

Auch Manfred wie Ottomar hegte schweren Verdacht gegen Mariam wegen der Pariser Begegnung; er vermuthete in ihr die anonyme Briefschreiberin, konnte aber kein anderes Motiv dafür entdecken als eine versteckte Feindschaft gegen Zoë. Die Gestalt des schönen Mädchens, der Heldin mit der rothen Fahne, trat wieder lebendig vor ihn hin,

er dachte der Todten auf dem Père Lachaise . . . und mißtrauisch trat er der überlebenden Freundin entgegen.

Sie sprach von Joë . . . mit Wärme, mit Begeisterung; er hörte nicht darauf; er sah nur in ihre Züge, die kalt blieben, während das innige Wort auf ihren Lippen schwebte. Dann aber begann sie den Ankömmling lauernd auszufragen; ein dunkles Gerücht von seinen Besuchen auf Schloß Greifenberg war schon zu ihr gedrungen, er gestand seine Verlobung mit Clarissa ein. Mariam konnte kaum ihre unangenehme Ueberraschung hinter einem nichtsagenden Glückwunsch verbergen; sie hatte dringend gewünscht, daß Ottomar die Greifenbergerin heirathe; dann wäre es dem Vater leichter geworden, seiner Geliebten die ganzen Güter zuzuwenden; aber Gordon kam dabei gar nicht ins Spiel, er war von Hause aus ein Enterbter . . . und jetzt, reich, mächtig, in nächster Nähe: das war eine Unglücksfarte, die sie aufschlug. Wenn er Clarissa heirathete, war diese ja für Ottomar auf immer verloren . . . und noch glaubte sie nicht an den kleinen Roman mit dem bürgerlichen Mädchen, nicht an seine Dauer. Eine Zeitlang dachte sie daran, sich in Gordon einen Bundesgenossen gegen Ottomar zu sichern. Mit

einem Schlage war dies Alles verwandelt; sie sah in Gordon einen Feind und noch dazu einen Feind in so schwacher Position, daß sie das Feuer auf ihn gleich eröffnen konnte.

Sie weigerte sich plötzlich, ihn zu seinem Vater zu führen; das Wiedersehen würde diesen zu sehr erregen, und er sei bettlägerig krank.

„Der Sohn,“ sagte Manfred, „muß Zutritt zu seinem Vater haben, und wenn er auf dem Sterbebette läge.“

„Doch er muß ihn nicht auf das Sterbebett bringen,“ versetzte Mariam, welche um das Leben des alten Grafen ernstliche Besorgnisse hegte; denn noch hatte er sein Testament nicht gemacht; hundert Mal hatte sie den hartköpfigen Justizrath verwünscht, welcher dem guten Willen des Grafen stets neue Schwierigkeiten in den Weg legte.

In Gordon regte sich der Unwille, daß eine Fremde ihm den Zutritt zum Vater wehrte.

„Wer sind Sie, daß Sie mir entgegentreten, wenn ich meinen Vater sprechen will?“

„Seine Braut bin ich, Ihre künftige Mutter. Respektiren Sie mein gutes Recht, für ihn zu sorgen, um den Sie sich seit langen Jahren nicht bekümmert haben!“

„Ich will, ich muß meinen Vater sehen und sprechen,“ sagte Manfred mit aufblühender Gluth.

Mariam warf sich ihm wie zur Abwehr in den Weg: er schob sie ungestüm bei Seite. Da flog sie durch die Seitenthür und durch eine lange Zimmerreihe dem Gemach des Grafen zu, um Manfred zuvorzukommen. Dieser trat wieder hinaus in den Flur, ein großer, schwarzer Hund bellte ihn an; es war ein alter Bekannter. „Sultan!“ rief er der Ulmer Dogge zu, und es dämmerte in dem Thier ein dunkles Erinnern auf und es schmiegte sich schweifwedelnd an ihn. Als Manfred den alten, treuen Hund streichelte, kam ein munteres schmuckes Mädchen die Treppe hinauf, den Strohhut in der Hand; sie ging unerschrocken auf den Fremden zu und fragte ihn nach seinem Begehr. Daß Sultan so vertraulich mit ihm war, hatte ihr jede Scheu benommen.

Manfred betrachtete das kecke Gesichtchen mit den Feuerblicken.

„Clotilde!“ rief er; sie stand verstummt. „Kennst Du denn Deinen Bruder Manfred nicht?“

Ein Freudenschrei . . . sie warf den Strohhut in die Lüfte: ein Regen von Stachel- und Johannisbeeren, die sie gepflückt und im Hut gesammelt

hatte, auf die sie aber in diesem Augenblick unmöglich achten konnte, stürzte auf sie hernieder, als sie dem Bruder in die Arme fiel.

„Manfred, mein lieber Bruder Manfred!“ rief sie aus und herzte und küßte ihn. Er wußte, daß dies die einzige Freudenthräne war, die er in der Heimat weinen würde und ließ ihr freien Lauf.

„Bring' mich zum Vater!“ sagte er dann, „sei mein guter Engel!“

Und Clotilde reichte ihm die eine Hand, indem sie mit der anderen sich einige Christbeeren, die sich in ihr Gelock verfangen hatten und einige Korallenschnüre von rothen Johannisbeeren, die an ihren Böpfen hingen, bei Seite strich. Dann hüpfte sie voraus, klopfte neckisch an die Thüre des Vaters und trat dann ein, Manfred an der Hand führend, mit den Worten: „Hier bring' ich einen Deserteur!“

Der alte Graf saß halbaufgerichtet im Bette; er hatte einen grellbunten Schlafrock an, dessen schreiende Farben gegen seine verfallenen Züge unharmonisch abstachen. Offenbar hatte ihn die letzte Begegnung mit Ottomar tief ergriffen. An seiner Seite stand Mariam wie zum Kampf gerüstet, mit festgeschlossenen Lippen, von welchen das Lächeln der Sirene verschwunden war.

Als Manfred den Vater, den er zuletzt noch in voller Manneskraft gesehen, jetzt so gealtert und verfallen auf dem Krankenlager erblickte, da ergriff ihn eine tiefe Rührung; gebeugt trat er an das Bett des Alten, wie um seinen Segen flehend, streckte ihm die Hände entgegen und rief mit thränenerstickter Stimme: „Vater!“

Doch der Alte, über dessen Gesicht die tiefsten Schatten flogen, rief ihm zu mit krankhafter Erregung:

„Zurück! Du ertrogest Dir den Zutritt zum Vater: das Recht dazu hast Du längst verwirkt.“

„Dies Recht ist unauslöschlich wie das Gefühl in unserer Brust.“

„Seit langen Jahren hast Du Dich nicht um uns gekümmert; geschieden bist Du von uns in Acht und Bann, und was Du seit jener Zeit gethan . . .“

„Manches, was ich bereuen muß; nichts, dessen ich mich zu schämen brauche.“

„Aber, Papa,“ sagte Clotilde, sich an den Vater schmiegend, „sitze doch hier nicht zu Gericht; laß Alles vergessen sein; freuen wir uns doch, daß Manfred zurückgekehrt ist. Er sieht ja ganz stattlich aus, wenn man ihm auch das unruhige Leben

ansieht und er einige häßliche Furchen im Gesicht hat und einige aschgraue Farbenstriche; doch er ist immer ein Bruder, auf den man stolz sein kann, und er wird sich hier bei uns wieder erholen."

"Hier bei uns? Was fällt Dir ein, Mädchen? Niemals, so lang ich lebe!"

"Und wenn ich zurückgekehrt bin aus der Fremde nach langen Irrfahrten, wenn ich hier an einer stillen Stätte den Frieden suche . . . wird mich die Heimat zurückweisen?"

"Du warst ein politischer Tollhäusler, und als Du von hier in die Fremde zogst, schon ein aufgegebener Mann, verfolgt von der Staatsgewalt; ein Rebell, der zum Janhagel hinabgestiegen war, der unser Wappen geschändet hat, und nun . . . hast Du ein Leben voll Reue in die Wagschale zu werfen? Hast Du in den Urwäldern Amerika's gesühnt, was Du hier verbrochen? Warst Du wenigstens ein bescheidener, tüchtiger Arbeiter? Hast Du im Kampf mit den Rothhäuten Muth und Tapferkeit gezeigt?"

"Ich habe für das Sternenbanner gekämpft gegen die rebellischen Südstaaten und heiße Schlachten mitgeschlagen."

"Das war wenigstens ein loyaler Krieg, wenn ich mich auch für die Neger sowenig begeistern kann

wie für die Affen: beide sind Grimassen der Natur."

Jetzt ruhte das Auge des Vaters nicht ohne Wohlgefallen auf dem Sohn, der in seinem ganzen Wesen etwas Freies und Ritterliches hatte; er war ein tapferer Soldat gewesen, wenn auch in der Ferne. Clotilde bemerkte freudig den milderen Ton des Vaters.

"Ja, ich habe tapfere Brüder," sagte sie, "und bin stolz darauf, mögen sie gegen die Rothhäute oder gegen die Rothhosen kämpfen. Sterne habt Ihr dort auf Eurem Banner? Das ist schön: dort könnte es vielleicht Graf Paul bis zum General bringen."

Sie wollte scherzend den Ernst der Begegnung mildern: da spielte Mariam, welcher diese Wendung unbequem war, den Trumpf aus, den sie schon lange in der Hand hielt.

"Ja, tapfer ist Graf Manfred: davon weiß Paris zu erzählen."

"Paris?" fragte der Alte erstaunt.

"Ich bin ihm dort begegnet," versetzte Mariam.

"Du hast mir nie davon erzählt."

"Auch Graf Ottomar hat ihn dort gesehen und gesprochen."

„Bin ich von Geheimnissen und Intriguen umgeben? Warum verschwiegt Ihr mir . . .“

„Weil wir Dich schonen und nicht aufregen wollten.“

„So groß mein Zorn auf den Flüchtling war: ich hatte doch bisweilen ein stilles Sehnen, ihn wiederzusehen und gerade dort . . . in Paris, ich liebe es nicht, wenn man ohne mein Wissen und Wollen für mich Sorge trägt.“

„Und wir hätten es wagen sollen,“ sagte Mariam jetzt mit vollem Nachdruck, „Dir zu erzählen, daß Dein Sohn die Schärpe der Commune trägt und zu ihren Führern gehört?“

Der Alte warf einen irren Blick auf Mariam.

„Jetzt, wo er sich selbst in Deine Nähe drängt, muß der Schleier des Geheimnisses fallen; er wird's ja nicht leugnen wollen; denn die Tage des rothen Carnevals hat er ja als Festtage in seinem Kalender verzeichnet.“

„Unmöglich!“ rief der Graf, die Hände ringend, „er wäre gekommen, um mir den Todesstoß zu geben. Hör' ich recht? Bin ich bei Sinnen? Du ein Anhänger dieser fluchwürdigen Commune? So rede doch, laß jene Märchen in alle Lüfte verfliegen, nimm doch den Alp von mir, der mich erdrückt!“

„Ich kann es nicht, Vater! Es ist wahr, ich habe für die Commune gekämpft, obschon ich ihre Frevel verabscheue.“

Da brach der alte Graf erschüttert zusammen; dann richtete er sich auf und rief mit laut wettern-der Stimme:

„Hinaus mit Dir! Fort! entweihe diese Schwelle nicht!“

„Es war ein französischer Bürgerkrieg, und ich stand auf der Seite der Stadt Paris . . . das berührt nicht mein Vaterland!“

„Es war ein Krieg der Canaille gegen die anständigen Leute. Da war die Wahl nicht schwer, und die falsche Wahl bringt rettungslose Verdammung. Fort! aus meinen Augen!“

Clotilde stand jetzt erschrocken bei Seite, Mariams Schlangenaugen funkelten triumphirend, und nur eine leise Angst über die bedenkliche Aufregung des alten Grafen dämpfte ihren Triumph. In der That, seine Züge glühten, und er griff sich an die Stirn, als ob ihm dort des Blutes andrängende Wellen die Besinnung raubten.

„D mir ist wüst und leer,“ sagte er in die Kissen zurücksinkend. Mariam war damit beschäftigt, ihm kräftigende Tropfen einzugeben und die Stirn

mit erquickendem Odeur zu reiben. Manfred stand noch immer unbeweglich, die Arme gekreuzt; Mitleid und Erbarmen mit dem Vater, Zorn über seine Unerbittlichkeit, tiefes Weh über den Empfang im Vaterhause: das kämpfte in seiner Brust. Clotilde schmiegte sich an ihn: er drückte einen Kuß auf ihre Lippen.

Als der Vater sich wieder erholt hatte, sagte Manfred mit Ruhe und Festigkeit: „Noch ein letztes Wort, ehe ich scheide! Ich kam, Dir mitzutheilen, daß ich von jetzt der Heimat treu bleiben will, so feindlich mir auch die Meinen sind. Ich habe mich verlobt . . .“

„Verlobt?“ sagte der Vater, „wohl mit einer rothen Pariser Dirne, die kein Hausgeräth in die Ehe mitbringt als die Petroleumkanne? Oder giebt's in Deutschland noch irrende Damen, denen ein solcher Ritter genehm ist?“

„Ich habe mich verlobt,“ sagte Manfred, „mit der Gräfin Clarissa von Greifenberg.“

Der Eindruck dieser Mittheilung auf den Alten war ein bewältigender, er schlug ein halb wahnwitziges Hohngelächter auf.

„Haha . . . also nicht Ottomar, Du bist der Glückliche! Ihn wünschte ich versorgt, und Du ver-

sorgst Dich selbst. Ich lobe mir die Herren von der Commune; sie wissen, wo etwas zu holen ist."

"Vater?" rief Manfred halb fragend, halb zornig.

"O, über meine grauen Haare . . . man denkt, man hat die Welt durchgekostet, und es giebt doch immer neue Ueberraschungen. Ob's noch eine giebt, wenn der Vorhang gefallen ist? Mariam, mir durchkreuzt der blinde Zufall alle Berechnungen!"

"Ich war darauf gefaßt," versetzte Manfred, "daß die alte Feindschaft der Familien . . ."

"Das ist ein verschollenes Märchen," warf Mariam ein, die Achsel zuckend.

"Das hofft' ich auch, das hat man mir erzählt; meine Wahl besiegelt gleichsam die längst vorbereitete Versöhnung."

"Deine Wahl . . . ein Ausgestoßener hat nicht das Recht, im Namen unserer Familie zu sprechen. Ob Du Clarissa heirathest oder irgend ein wege-
lagernder Zigeuner . . ."

"Vater" rief Manfred aufbrausend. Dann fügte er gefaßter hinzu: "Wenn's nicht der Haß der Familien ist, was Euch erbittert gegen meine Wahl, so verstehe ich alle diese Reden nicht und ich

will klar darüber sehen, ehe ich die Schwelle des Hauses überschreite, um nie zurückzukehren."

"Sie gönnen Dir das große Erbe nicht . . ."
versetzte Clotilde.

"Das große Erbe?"

"Wie harmlos diese Communards sind," sagte der alte Graf mit höhnischem Lachen, "ihre rechte Hand weiß nicht, was die linke thut, wenn sie mit beiden Händen zugreifen."

"Nun, das Wegleben'sche Erbe; doch ich gönn's Dir," fügte Clotilde hinzu, "obgleich Herr von Werben jetzt ein armer Mann wird, das ist schade."

Sie schmollte wie ein Kind, dem man sein Spielzeug zer schlagen hat.

Das Wegleben'sche Erbe . . . das war ein aufzuckender Blick; wie mit Einem Schlage war die Erinnerung der Jugend geweckt . . . ein blendendes grelles Licht überfluthete die magische Beleuchtung, in welcher Clarissa's Bild vor seiner Seele stand.

"Gewiß, Du wirst jetzt ein reicher Mann, Bruder, und kannst mir ein anständiges Nadelgeld geben; Schöndorf ist der reichste Besitz im Ländchen."

"Ich wußte nichts davon," rief Manfred wie nach Athem ringend, "aber sie . . . aber sie . . ."

Und er schlug sich vor die Stirn mit der geballten Faust.

„Was nützt Dir der Reichthum?“ sagte der Alte jetzt drohend; „er hindert Dich nur, Deine Schmach zu verbergen, sie tritt ins hellste Sonnenlicht.“

„Aber sie, sie wußte davon,“ rief Manfred vor sich hin, ganz in den einen Gedanken verloren.

„Seht wird man mit Fingern auf Dich zeigen, den reichgewordenen Parvenu der Commune, den Volksbeglückter, der sich selbst beglückt. Ich aber habe noch wie vor nichts für Dich als meinen Fluch. Möge alles, was Du berührst, sich in Gold verwandeln . . . auch die Liebe jenes ehrvergeffenen Mädchens mit dem Grafenwappen, welches die Hand einem Führer der rothen Pariser Horden zu reichen wagt! Fluch über Dich, und nochmals Fluch!“

„Ich will, ich muß Klarheit haben,“ rief Manfred und stürzte aus dem Gemach, ohne ein Wort des Abschieds, wie ein Wahnwirger.

Draußen tanzte Alles vor seinen Blicken; es war dasselbe Thal, das er mit so wehmüthigen Erinnerungen durchwandert hatte. Ein schweres Wetter hing an den Bergen; wie Vaterfluch grollte

es aus den Wolken. Der Sturm schnob um die Felsecken und rief ein Echo wach in allen Thalwinkeln und in seiner Brust, und der um die Waldberge sich windende Fluß erschien ihm wie eine im Licht der Blitze aufleuchtende Schlange. Darnieder geschmettert von dem Empfang im Vaterhause, doch noch mehr gemartert von dem eigenen finsternen Argwohn, schritt er durch's Thal dahin wie der ruhelose Wanderer, an dessen Fersen der alte Fluch sich heftet, und der Boden der Heimat brannte ihm unter den Füßen.

Zwölftes Kapitel.

Schach der Dame.

Siegreich hatte Mariam das Feld behauptet gegenüber den beiden Söhnen: Ottomar war, wie sie hoffte, auf lange Zeit dem Vaterhaus entfremdet, Manfred für immer von der Schwelle desselben verwiesen. Sie hätte sich ihres Triumphes freuen können, um so mehr, als der alte Graf ihr nach wie vor volles Vertrauen schenkte, wenn nicht auch an ihrem Horizont ein dunkler Punkt aufgetaucht wäre, der sich zu einer bösen Wetterwolke zu verdichten drohte: Pigeon, der Gast ihrer Villa. Sie hatte dem alten Grafen, der von den zwei letzten Begegnungen aufs heftigste erschüttert war, gerathen, nachdem sich der Justizrath von ihm losgesagt hatte, einen Juristen aus einer benachbarten Stadt zur Ordnung seiner Rechtsangelegenheiten kommen zu lassen.

Der Mann war ihr als sehr nachgiebig und willfährig geschildert worden und sie hoffte, er werde nicht unempfänglich sein für lockende Verheißungen. In der That erschien der Rechtsanwalt auf Schloß Waldenbach, und Mariam entwickelte ihm gegenüber eine bestrickende Liebenswürdigkeit; Alles, was sie an Koketterie besaß, bot sie auf, um ihn für sich zu gewinnen: sie hätte nicht bezaubernder sein können gegenüber einem Freier, der gekommen war, um ihre Hand anzuhalten. Sie sprach mit ihm ohne Scheu von dem Testament, das der Graf machen wollte; im Augenblick sei er zwar sehr leidend; doch nach wenigen Tagen hoffe sie den Juristen zu diesem Zweck auf das Schloß laden zu können.

Sie war sehr glücklich über den neugewonnenen Bundesgenossen, der zu der jetzt überall, auch in der Politik so verbreiteten Gattung der Streber gehörte, er hatte für alle ihre Andeutungen ein rasches Verständniß gezeigt und sich eben mit einem diskreten Handfuß empfohlen, als ihr ein Schreiben mit einer sehr unwillkommenen französischen Adresse überbracht wurde.

Es kam von Pigeon. Der Lumpensammler, um den sie sich bisher gar nicht gekümmert hatte,

drohte mit einem Besuch auf Schloß Waldenbach: sie zog es vor, anspannen zu lassen und nach ihrer Villa zu fahren; sie gab vor, daß sie mit dem Pariser Tapezier zu verhandeln habe.

Pigeon hatte sich's in der Villa bequem gemacht; in seiner Manfarde schlief er nur, den übrigen Tag brachte er in den Salons der Villa zu; mit bestaubten Stiefeln legte er sich auf die Causeuse, und so empfing er auch Mariam, indem er sich von einer eleganten Ottomane erhob, die Cigarre im Munde, mit welcher er die Vorhänge und Tapeten rücksichtslos einräucherte. Vor ihm auf einem feinen Tischchen mit sauber ausgelegter Arbeit stand, neben der Schachtel mit Zündhölzchen, ein Aschenbecher, wozu er eine mit Juwelenblumen geschmückte kleine Vase benutzte; daneben lag eine große Zahl offener Briefe mit dem Pariser Poststempel.

Raum konnte Mariam ihren Unwillen ausdrücken: wie alle Habsüchtigen und Geizigen, hatte sie von den Besitz- und Eigenthumsrechten den höchsten Begriff, und dies freche Schalten und Walten mit ihrem Hab und Gut empörte sie.

In gereizter Stimmung trat sie Pigeon gegenüber, in dem sie jetzt nur ihren früheren Bedienten sah.

„Sie wünschen mich zu sprechen,“ sagte sie.

„Recht dringlich,“ versetzte der Lumpensammler, indem er seine Brille aufsetzte; „ich habe Briefe aus Paris.“

„Sie gelangten an Ihre Adresse?“

„Gewiß! Ich habe meinen Freunden meinen jetzigen Namen und Aufenthalt bekannt gemacht.“

„Ich hoffe, daß es Ihnen hier gut gefällt und an nichts fehlt,“ versetzte Mariam, sich zur Höflichkeit zwingend; „doch welches Interesse haben diese Pariser Briefe für mich?“

„Das allergrößte,“ sagte Pigeon; „denn ich bin durch dieselben gezwungen, Sie sehr nachdrücklich an das mir ertheilte Versprechen zu erinnern. Ich stehe vor einer Katastrophe; wenn ich binnen acht Tagen das Geld nicht schaffen kann, ist mein Grundstück in Paris verloren.“

„Das bedaure ich, aber wie sollt' ich es ändern können? Nicht einmal sein Testament hat der Graf bisher zu meinen Gunsten gemacht. Die versprochene Ehe muß verschoben werden bis nach der Trauer.“

„Ich kann nicht warten, Madame! Es ist wohl in Ihre Gewalt gegeben, mir zu helfen.“

„In meine Gewalt?“

„Ihnen gehört diese Villa, ich weiß es, als Ihr volles und uneingeschränktes Eigenthum.“

„Es stehen Hypotheken darauf, die ich mit übernommen habe.“

„So vermehren Sie dieselben um eine neue: hunderttausend Franks.“

„Das wäre eine unerhörte Ueberlastung: Niemand würde mir dies Geld borgen.“

„Sie zahlen damit eine alte Schuld: und was kümmert's die reiche Gräfin, wenn sie diese Villa verliert? Sie findet ja bald dafür den schönsten Ersatz.“

Mariam war von krampfhaftem Zittern ergriffen: der Aerger über die Unverschämtheit des Franzosen, der Kampf zwischen ihrem Geiz und der Furcht vor ihm versetzte sie in eine innere Aufregung, welche sie gar nicht bemeistern konnte.

„Pigeon, nehmen Sie Vernunft an, gedulden Sie sich!“

„Es geht nicht; ich habe Ihnen dies schon einmal gesagt, Madame,“ versetzte der Chiffonnier jetzt mit troziger Miene, indem er den Rest seiner Cigarre in den Aschenbecher legte, „ich kann mich nicht gedulden.“

„Mit welchem Recht verlangen Sie von mir was ich Ihnen nicht versprochen habe?“

„Und wenn Sie's mir hundertmal versprochen hätten: wie ich sehe, wird's Ihnen schwer, sich von Ihren Schätzen zu trennen. Das würde später der Fall sein wie jetzt. Und wer weiß, ob's da drüben auf dem Schlosse noch geheuer ist; man munkelt so mancherlei.“

„Verkehren Sie wieder wie vor Zeiten in den Domestikenstuben?“ fragte Mariam mit schneidendem Hohn.

Der Pariser Citoyen richtete sich jetzt groß empor; Rothglühhitze überströmte sein Gesicht bis hoch zum kahlen Scheitel hinauf.

„Das sollen Sie büßen, Madamel! Sie sehen in mir noch einen Lakaien? Ich bin doch lange genug Ihr Compagnon gewesen und es sollte mir Leid thun, wenn das Geschäft sich jetzt auflösen müßte; doch, beim Himmel, ich werde nicht allein das Deficit tragen. Zum letzten Male jetzt: wollen Sie mir helfen?“

„Abtropfen lasse ich mir nichts,“ versetzte Mariam.

„Sie wissen, daß Sie in meiner Gewalt find.“

„Armseliger! Mein Wort gegen das Ihrige.“

„So sei's! Ich verlasse dies Haus, schüttle

den Staub von meinen Füßen; doch . . . Sie werden von mir hören!"

Und Pigeon verließ den Salon mit so dröhnenden Schritten, als klrirten noch die Sporen an seinen Stiefeln, wie zur Zeit seines Pariser Glanzes.

Mariam athmete lang und hastig; sie erhob sich, als wollte sie ihn zurückrufen; sie rang mit einem Entschluß. Sie kam sich auf einmal ganz verändert vor. Immer hatte sie bisher gewußt, was sie wollte: ohne Zögern hatte sie sich entschieden, auch für das Schlimmste. Diesmal schwankte sie unentschlossen; sie sah ihr Bild im Trumeau; sie kam sich so bleich, so gebrochen vor. Gab es einen Ausweg? Sie fand keinen. Von Versprechungen und Vertröstungen wollte Pigeon nichts wissen; seinen Wunsch zu erfüllen, war unmöglich; sie hielt krampfhaft fest, was sie besaß, was sie zusammengescharrt; wie der Vogel Greif stand sie dabei auf der Wacht; ihre Seele hatte keine andere Schwingen als diejenigen des goldhütenden Fabelthiers. Und konnte die Ueberlastung der Villa dem Grafen verborgen bleiben? Welches Licht warf dies auf ihre Vergangenheit!

Nein, nein, sie konnte ihn nicht zurückrufen, sie hätte einen sicheren Verlust eingetauscht gegen

eine unsichere Zukunft; sie verließ sich auf ihre Beredsamkeit, auf den süßen Zauber ihrer Worte, der sie bisher nie im Stich gelassen; sie hoffte, es werde ihr gelingen, Pigeon Lügen zu strafen, wenn er die Enthüllungen, mit denen er drohte, in Waldenbach vorbrächte; er, ein verächtlicher Communard, werde bei dem Grafen keinen Glauben finden. Während sie zurückfuhr durch das sonnige Thal, saß sie tief in Gedanken verloren; keine Dichterin einer spannenden Novelle konnte so geschickt Faden an Faden reihen wie sie in ihrem freien Phantasiegewebe.

Am wichtigsten war es ihr jetzt, das Testament des Grafen zu einer vollendeten Thatsache zu machen. Sie wußte zwar, er konnte es jeden Augenblick widerrufen; doch dazu gehörte ein neuer Entschluß, und unglücklich glückliche Zufälle konnten es hindern. In der That ließ sich der alte Graf dazu bewegen, den Rechtsanwalt auf den nächsten Tag zu sich zu bitten; er fühlte sich schwach nach den letzten Aufregungen, erschüttert im Innersten und begann allmählig daran zu glauben, daß seine Riesennatur den Angriffen der Krankheit und den Schlägen des Schicksals unterliegen könne.

Inzwischen blieb Pigeon nicht müßig; er folgte

dem Zug der Natur, dem Durst nach Rache. Dieser war fast mächtiger in ihm als seine Gewinnlust; doch vielleicht gelang es ihm, beide zugleich zu befriedigen. Konnte er sein Geheimniß nicht verkaufen? Gleichviel! Wenn er keine Käufer fand, so gab er es preis, bloß um seinem Haß gegen die übermüthige und undankbare Baronin volles Genügen zu verschaffen.

Er hatte gehört, daß Graf Ottomar sich in der kleinen Residenz aufhalte, und begab sich ins Hotel zu ihm.

Der Graf war nicht wenig erstaunt, den Franzosen in seinem Zimmer zu begrüßen; er besann sich auf das unangenehme Gesicht, auf den Kahlkopf, den er neben Gordon gesehen bei der unseligen Begegnung. Wie kam der Mann der Commune nach Deutschland?

Er behandelte ihn kurz und schroff; doch Pigeon ließ sich nicht abschrecken. Er sei im Besitz von Enthüllungen, die für das gräßliche Haus von der größten Wichtigkeit seien, außerdem aber in einer so verzweifelten Lage, daß er auf diese Enthüllungen einen Preis setzen müsse. Ottomar zuckte die Achseln.

„Wär' ich ein Käufer,“ sagte er, „so müßte ich die Waare kennen, eh' ich sie bezahle; doch ich

bin es nicht. Von einem Handel kann nicht die Rede sein. Wenn Sie mit Ihren Mittheilungen uns einen Dienst leisten, so können Sie nur auf unsere freie Dankbarkeit rechnen."

Pigeon zögerte; er schob nachdenklich die Brille in die Höhe und klopfte den Schnupftabakstaub von seinem Hemisett.

"Sei es denn, meine Enthüllungen gelten der Baronin Satori."

Gespannt horchte Ottomar auf.

"Sprechen Sie!"

Und Pigeon sprach: Groll und Haß machten ihn beredt und stärkten sein Gedächtniß; er erzählte, daß Mariam es war, welche die Zusammenkunft zwischen Ottomar und Zoë in der Villa vermittelt, aber nur um Gordon dorthin zu locken, um die beiden Rivalen einander gegenüberzustellen und Ottomar, der ihr unbequem war, durch den Zorn des andern, der die Macht besaß, aus dem Wege zu räumen; er erzählte, wie sie Alles aufgeboten, um ihren Gatten dem Tode zu weihen, was ihr denn auch gelungen sei. Er leugne nicht, daß dieser als Verräther den Tod verdient und daß er selbst als guter Patriot dazu beigetragen habe, ihn zu entlarven. Und noch ließ er einfließen,

daß die Baronin, wie in allen Kreisen der Commune hinlänglich bekannt gewesen, ein Verhältniß mit Herrn Billioray gehabt.

Sie also war es, sagte sich Ottomar, der ich meine Haft und Todesgefahr zu verdanken habe; ohne ihre Hinterlist wäre Hedwig nie in so bedrohliche Lage gekommen, und sie hat den Vater schmachvoll getäuscht. Jetzt war der Augenblick gekommen, um ihren verhängnißvollen Einfluß für immer zu brechen.

„Ich glaube Ihren Worten,“ versetzte Ottomar, „ich habe allen Grund dazu; aber daß sie andern glaubwürdig erscheinen, dazu bedarf's der Beweise.“

Mit verständnißvollem Lächeln holte Pigeon seine Briefftasche hervor; sorgfältig waren hier alle Zettelchen aufbewahrt, welche Mariam an den Chiffonnier geschrieben hatte; oft unscheinbar, kurzgefaßt, aber inhaltsschwer und von zweifelloser Beweiskraft. Was Ottomar da las, übertraf seine schlimmsten Vermuthungen: so verworfen war das Weib, welches den Vater in seine Netze gelockt hatte.

Er war entschlossen, der Schlange den Kopf zu zertreten.

Am nächsten Tage fuhr er mit Pigeon nach Waldenbach. Das Herz schlug ihm heftig, er mußte, es war eine gewagte Kur; kein Schlag werde den Vater heftiger treffen; er mußte vorsichtig zu Werke gehen; doch hoffte er, daß die überzeugende Macht der Wahrheit eine befreiende Wirkung ausüben, daß die neugewonnene gesteigerte Liebe der Seinigen ihn trösten werde über den Schmerz einer grenzenlosen Täuschung.

Ottomar zögerte nicht, gleich nach seiner Ankunft auf dem Schlosse den Vater aufzusuchen; er folgte dem anmeldenden Diener auf dem Fuße nach. Mariam war nicht im Gemach des Grafen; sie saß im Salon mit dem jungen Rechtsanwalt in vertraulichem und so angelegentlichem Gespräch, daß sie selbst das Rollen des ankommenden Wagens nicht beachtet hatte; sie entwarf mit ihm das Testament, das er dem Grafen in Vorschlag bringen sollte; er bewunderte ihre Gewandtheit in juristischen und finanziellen Angelegenheiten; es war ihr eine Wollust, mit Zahlen und Ziffern zu wirthschaften; sie verschenkte Legate mit einer gewissen Freigebigkeit, wenn sie nur den Löwenantheil behielt; sie fragte in diesem oder jenem zweifelhaften Fall und

folgte den Auseinandersetzungen des jungen Rechtsgelehrten mit feinstem Verständniß.

Die Zeit verging so im Fluge.

„Nun sind wir einig,“ sagte sie aufbrechend; „der Graf wird aus seinem Schläfchen erwacht sein; jetzt Dinte und Feder!“

Sie klingelte dem Kammerdiener.

Da erschien Ottomar an der Thür, die zu den andern Gemächern führte.

„Mein Vater,“ sagte er in höchster Erregung, „bedauert am heutigen Tage an kein Rechtsgeschäft denken zu können; er fühlt sich zu unwohl dazu.“

„Wer sagt das?“ rief Mariam aufbrausend; sie hatte dem Kammerdiener das Schreibzeug abgenommen, es zitterte in ihrer Hand. „So will ich doch gleich selbst . . .“

„Keinen Schritt,“ rief ihr Ottomar zu; „mein Vater befiehlt Ihnen, sich seinem Krankenlager nicht mehr zu nähern, und ich werde dafür sorgen, daß diesem Befehl Folge geleistet wird.“

„Das ist Zwang und Gewalt . . . ich will zu ihm!“

„Zurück, Madame! Wir wissen jetzt, was uns zu wissen nöthig war.“

„Sa, Pigeon!“ rief Mariam; „doch ich will mich rechtfertigen, lassen Sie mich!“

„Nein, Madame! Die Galanterie hört auf gegenüber dem Bagno . . . Du aber, Wilhelm, eile herunter, ein reitender Bote zum Doktor! Der Graf ist schwer krank!“

Dreizehntes Kapitel.

Ein Hochzeitstag.

Im Herzen nagende Zweifel, tödtliches Mißtrauen war Manfred von Waldbach nach Greifenberg gepilgert, indem er sich, soweit der Weg auch war, so sehr das Unwetter grollte, doch nur kurze Ruhe gönnte. Clarissa, aufblühend in der sicheren Hoffnung eines längst ersehnten Glückes, wärmer und schöner als je, empfing ihn in ihrem Gemache. Die Fenster standen offen nach dem Park; ein erquickender, würziger Odem wehte ins Zimmer: der Athemzug der üppig belaubten Bäume und ihres vom Gewitter erfrischten Lebens. Der milde Schein der Abendsonne weckte hundert funkelnde Lichter draußen und warf die zitternden Schatten der dichtumrankten Epheulaube auf den Estrich des Gemachs.

Alles war so mild draußen und drinnen; ein Hauch sanfter Versöhnung durchwehte die Natur. Die vom Sturm geschüttelte, vom Blitz getroffene Erde lächelte wieder den Himmel an, auf dessen abziehende Donnerwolken der sanfte Schein der späten Sonne fiel.

Und in diesem Schein stand Clarissa da wie eine Friedensgöttin; in ihrem aschblonden Haare spielten die goldenen Lichter; ihre hohe Gestalt, die durchsichtige Klarheit ihrer Züge und ihres ganzen Wesens . . . Manfred fragte sich in diesem Augenblick, ob er irgend etwas anderes ihr gegenüber empfinden könne als den glühenden Wunsch, sie sein eigen zu nennen?

Durfte er an ihrer Liebe zweifeln? So wenig wie an ihrer Schönheit. Wie beglückt trat sie ihm entgegen; wie innig war Kuß und Umarmung!

Er sprach von seinem Besuch auf Waldenbach, von dem schönen Empfang, der ihm dort zu Theil geworden, von dem Fluch, den der Vater über ihn ausgesprochen.

„Vaterfluch . . .“ sagte Clarissa erblaffend; „doch die Liebe ist mächtiger als Alles; sie überwindet auch dies.“

„Clarissa,“ versetzte Manfred jetzt ernst, „der Bohn des Vaters ist nicht das einzig Quälende, was ich von Waldbach mit fortgenommen habe: eine Entdeckung, eine Enthüllung . . .“

Jetzt waffnete sich Clarissa mit entschlossenem Sinn; sie war schon lange auf diesen Augenblick gefaßt.

„Warum verschwiegst Du's mir?“

„Sollte ich unsere Liebe entweihen mit dem Hinweis auf Geld und Gut, so edel auch der Sinn des Mannes war, der jenes Vermächtniß hinterlassen und so sehr wir seinen letzten Willen zu ehren haben.“

„Clarissa,“ rief jetzt Manfred, „das sagst Du . . .“

„Gewiß! Wird denn die Liebe dadurch berührt? Ist sie nicht ein freies, göttliches Geschenk? Die Braut schmückt sich mit dem perlendurchwirkten Schleier und dem diamantenen Diadem, aber was ist das für ihre Liebe? Sie schmückt sich damit vor der Welt; aber vor dem Geliebten legt sie es ab wie eitlen Tand, wie alles Fremde, was zwischen die engverbundenen Herzen tritt.“

„Ich hatte die Sache vergessen,“ sagte Manfred, „obchon ich in meiner Jugend davon sprechen

gehört. Widerwärtig war mir alles, was die alte Feindschaft unserer Familien betraf; ich ging solchen Gesprächen aus dem Wege. Draußen aber, im Sturm der Ereignisse . . . was galt mir der Familienhader? Unter tiefen Schichten der Lebenserfahrungen war das Alles vergraben; nicht einmal ein flüchtiges Erinnern blühte auf in mir, als ich Dir begegnete. Da wurde ich daran gemahnt, in empörender Weise, als mich der Dämon des unbezwinglichen Vorurtheils aus dem Vaterhause vertrieb."

"Was gilt uns Haß und Neid? Wir find ja uns selbst genug."

"Gewiß . . . wenn wir kein anderes Glück suchen als das Glück unserer Liebe."

"Manfred," rief Clarissa, während die Röthe des Zorns ihre Wangen übersflog, "dieser Zweifel . . ."

"Wir können jeden Zweifel, jede Anklage der Welt entkräften, wenn wir einen festen Entschluß fassen. Ich hab' ihn auf dem ganzen Heimweg erwogen: wir verzichten auf die Erbschaft."

Jetzt erblaßte Clarissa; sie lehnte sich zum Fenster hinaus, um Athem zu schöpfen: das furchtbar kurze Wort erklang wie ein Todesurtheil.

„Das wäre feig,“ sagte sie dann erregt, „ein Zugeständniß an den Argwohn der Welt, das ich verwerfen muß. Ein gutes Recht zu opfern, weil es uns der Mißdeutung aussetzen kann: ist das echter Heldenmuth? Ich ehre die Opferfreudigkeit, ich theile sie; aber das Opfer muß einem edlen Zweck geweiht sein: sollen wir damit nur dem intriganten Herrn von Werben einen Gefallen thun? Und das Opfer muß eine freie That sein, nicht unter einem offenen oder verhüllten Zwang stehen. Doch wir würden bei solchem Verzicht nur dem schlimmsten Zwang gehorchen, der Furcht vor Verleumdung, der wir doch nimmer entgehen. Der echte Stolz besteht auf dem guten Recht und fordert die Welt dafür in die Schranken.“

In der That, es war ein stolzes Weib, das diese Worte sprach; das goldene hereinfluthende Abendlicht umgab sie mit einem Heiligenschein; durfte sich an ihren edlen Sinn der Zweifel wagen? Und doch zweifelte Manfred und blickte auf einmal auf sie wie auf ein fremdes Wunder, das er zu enträthseln gezwungen sei, wie wenn er sie verlieren könnte, aufgeben müßte, weil sie seiner nicht werth sei.

Da trat sie auf ihn zu und sprach mit der bewältigenden Macht des Gefühls:

„Doch was auch die Andern darüber Schlimmes denken mögen und sprechen: es sei ein verwehender Rauch, der uns keinen freien Athemzug verdirbt. Schlimmer ist, wenn das Gespenst des Argwohns zwischen uns selbst tritt, die wir uns gefunden haben für immer . . . und ich sehe den Kopf der Schlange, der auf mich loszüngelt. Manfred, Du zweifelst . . . und das ist Gift für den Trank der Liebe. Ich könnte diesen Zweifel besiegen, wenn ich auf das Erbe verzichtete; aber kann ich auch die quälende Erinnerung daran besiegen, daß Du an mir gezweifelt hast, daß es nöthig war, mich durch eine solche That vor Dir zu rechtfertigen? Würde mich dieser Zweifel nicht durch das ganze Leben verfolgen? Würde er mir nicht Dein Bild verbüßern, müßte ich nicht bei jedem Anlaß fürchten, daß solches Mißtrauen in anderer Gestalt wiederkehre? Ich hätte eine Saat ausgestreut, die noch nach Jahren böse Früchte tragen würde; ich hätte Dir durch die That gestanden: Du hast ein Recht zu zweifeln. Nein, laß uns größer denken als die Welt, größer als dies Echo ihrer Meinung in unserer Brust; unsere Liebe sei so erhaben, daß nichts Vergänglichendes sie störe, ob wir's nehmen oder lassen. Die Abendsonne streut

jetzt ihr fluthend Gold über unsere Häupter . . . wollen wir's abwehren mit thörichter Hand? Die Güte der Natur und des Schicksals ist milder Segen wie die Liebe selbst: wir lassen alles über uns ergehen und träumen Herz am Herzen den Traum eines unvergänglichen Glücks."

Da drückte sie ihn ans Herz mit glühenden Rüssen.

Manfred schwieg berauscht: was galt ihm alles andere, wenn er ihrer Liebe sicher war?

Dann fuhr sie in leichterem Plauderton fort; „Und wozu uns jetzt schon mit solchen Grillen quälen? Wir kennen ja noch gar nicht den Wortlaut des Testaments; jedenfalls wird es uns in den Stand setzen, unsern Familien Glück zu spenden, überall Segen zu verbreiten, manchen großen Gedanken zu verwirklichen, den Du in Dir trägst. Das Geld ist nichts für uns, für unsere Liebe; aber es ist eine Macht für die Neugestaltung der Welt."

Damit hatte das fluge Mädchen eine lang nachzitternde Saite in Manfreds Brust berührt: der Mammon erschien ihm minder verabscheuenswerth; er fühlte seine dämonische Lockung. Wieviel vermöchte er zu vollenden mit diesem Zauber

im Dienst der Menschheit! In raschem Flug zog eine glänzende Reihe utopistischer Zukunftsbilder an ihm vorüber; er konnte ein Reformator sein, sociale Reformen versuchsweise ins Leben rufen . . . das hatte Clarissa mit großem Sinn erkannt. Immer noch wehrte sich ein unbezwinglicher Stolz in ihm gegen die Annahme eines solchen Geschenkes. Doch schwächer wurde die Abwehr, und vor allem wühlte der innere Kampf keinen Staub mehr auf, der das reine Bild der Braut befleckt hätte.

Alle Vorbereitungen zur Hochzeit wurden getroffen; der Tag wurde festgesetzt. Das Befinden des alten Grafen hatte sich zwar nach der letzten Katastrophe verschlimmert; doch Manfred glaubte nicht, darauf Rücksicht nehmen zu müssen. Er rechnete auf keinen Hochzeitsgast aus Waldenbach: er war Ottomar stets aus dem Wege gegangen; das feindliche Gefühl gegen diesen konnte er nicht überwinden; auch wußte er, daß der vornehme Diplomat sich durch jede Berührung mit dem Bruder, dem ausgestoßenen Paria, befleckt glauben würde. So blieb nur Clotilde übrig . . . doch er glaubte sicher, daß sie nicht Erlaubniß einholen würde, nach Greifenberg zu kommen. Die Hochzeit sollte so einfach wie möglich sein: Trauung im großen Saal

des Schlosses, ein Frühstück und nur wenige Gäste; doch auch dies Programm verursachte dem alten Reide mehr Kopfzerbrechen als seinem jungen Herrn und Gebieter das schwierigste astronomische Problem. Die alte Gräfin sah ganz verfallen aus, da sie nicht mehr zwischen hindurch zu schlafen wagte; Manfred selbst sah sich genöthigt, viele Anordnungen in die Hand zu nehmen und Hülfskräfte zu engagiren; Graf Paul, der nur des Anstoßes und der Leitung bedurfte, ging ihm dabei gern zur Hand.

Endlich erschien der große Tag. Die wenigen Einladungen hatten unerwarteten Erfolg gehabt. Sogar Fräulein von Guntershausen hatte zugesagt und bei Clarissa die Rolle einer Brautjungfer übernommen. Das war die Folge einer langen Berathung in Hoffreisen, überzeugend waren die Gründe des Fräuleins selbst:

„Ueber eine so merkwürdige Hochzeit muß genau Bericht erstattet werden und dazu glaub' ich einiges Talent zu besitzen, und ich werfe jedem den Handschuh hin, der es wagen wollte, an meiner Gewissenhaftigkeit zu zweifeln. Ich sehe Alles und berichte Alles was ich sehe; ich bin der geborene Reporter oder wie Sie diese Schwämme nennen, die das ganze Wasser einsaugen, in das man sie

tunft. Mein Kopf ist ein stenographisches Bureau und ein photographisches Atelier. In Gedanken stenographir' ich, was ich höre, und photographir' ich, was ich sehe, und ein paar geschmackvolle Arabesken mach' ich auch darum. Das ist eben mein Genie! Damit wäre indeß blos der Nachweis geführt, daß meine Anwesenheit bei der Hochzeit nöthig ist; doch die Brautjungfer muß sich noch besonders legitimiren. Wir leben in einer Zeit der Diplomatie, und so muß doch auch der Hof sich für die Zukunft die leise Möglichkeit des Verkehrs mit dem reichsten Grundherrn des Landes offen halten; ich vertrete diese leise Möglichkeit; unscheinbarer kann das Fädchen nicht sein, aus dem sich eine künftige Beziehung spinnen läßt. Dann aber, wenn sich diese Esmeralda an ein Exemplar wie den rothen Pariser Grafen hängt, dann kann sie als Brautjungfer nur einen weiblichen Quasimodo gebrauchen; es fehlt nur noch der Hofzweig, der mit der Narrenpritsche für den Herrn Grafen den Hochzeitsbitter spielt."

Man gab der klugen Hofdame recht und meinte, daß am besten ihre verwahrloste Schönheit für den verwahrlosten Grafen vom Hofe als ein Zeichen der Aufmerksamkeit wie ein Bouquet präsentiert

werde, aus dessen Blumensprache er sogleich eine leise sickernde Ironie herauslesen müsse.

Dem Justizrath war Graf Manfred in hohem Maße zuwider; gleichwohl konnte er als der Geschäftsfreund der Greifenberger die Einladung zur Hochzeit nicht ausschlagen. Ueberdies hatte seine Frau ein neues Prachtkleid im Schranke hängen, und es wollte sich gar nichts Feierliches in der kleinen Residenz begeben: da war ihr die Hochzeit hochwillkommen.

„Bei Gott,“ sagte der Justizrath, als sie das Kleid zur Probe angezogen hatte, „das sitzt ja wieder wie angegossen. Eine sehr kleidsame Mode, diese engen Kleider, besonders für die geräumige Weiblichkeit! Nimm Dich nur in Acht, daß das Faß nicht die Reifen sprengt.“

Hugo, der sich jetzt viel mit dem Studium des Beowulf und der Wolsungasage beschäftigte, um sich für den Lehrstuhl würdig vorzubereiten, fand noch einmal Anlaß, seinen Pegasus zu satteln: diesmal war eine Verwechselung nicht möglich; wohl aber entwarf er zwei Proben des Hochzeitsgedichtes, eine in alliterirenden Versen und eine im modernen Reimgewand, und beide waren ihm so wohl gelungen, daß er sich für keine entscheiden konnte und sich

ärgerte über den verschwenderischen Luxus seines Talentes; er las beide Ergüsse in der Kaffeestunde seinen Eltern vor. Der erste begann:

Frieden findest Du,
 Freiheitskämpfer!
 Schlangenbändiger,
 Schlummernder Menschheit
 Schlafzerstörer,
 Alten Wahn's
 Schleierzerreißer,
 Schlackenverbrenner;
 Schlinge die Schleife
 Schönsten Glück's
 Der Braut ins Haar.

„Um's Himmelswillen,“ rief der Justizrath, „das klingt ja wie das Pusten und Schnauben einer Lokomotive, das ist ja ein unheimliches Gezißche von Konsonanten.“

„Das ist das Neueste, Papa! Es gilt nicht mehr für anständig, den Versen hinten Reime anzuhängen; das ist jetzt aus der Mode, wie der frühere cul de Paris. Ein Dichter, der Epoche machen will . . . und das wollen wir ja alle . . . muß uns mit dem leisen Wehen der Konsonanten anfächeln oder mit ihrer schneidigen Schärfe anschnauben, doch ich liebe das andere Genre mehr:

Du auf der Höhe droben.
 Du Blume stolz erblüht,
 Wie Deinen Reiz zu loben
 Die Seele mir erglüht!

„Das laß' ich mir gefallen,“ sagte der Justizrath qualmend, „das ist doch der echte Dreschflegeltakt, wie er sich für die Poesie gehört.“

„Laß' Dich küssen Junge,“ sagte die Mutter, „das eine ist so schön wie das andere.“

Das dachte Hugo auch und deshalb entschloß er sich, das alliterirende Gedicht einzuschicken und das andere mit einem dicken Strauß persönlich zu überreichen.

Auch Herr von Werben hatte zugesagt; er beachtete nicht die Vorwürfe seiner Standesgenossen; er war zu sehr bei dieser Hochzeit mitbetheiligt, die ihn ja mit einem Schlag um seinen Hauptbesitz bringen sollte; er mußte, wie man im Kasino der Residenz sagte, doch sich mitüberzeugen, ob alles mit rechten Dingen zuing und ob die Räuber seines Glückes wenigstens vorschriftsmäßig zu diesem Raub am Altar eingesegnet wurden. Man bedauerte ihn, man suchte die Achseln.

Zum Festtage hatte sich Schloß Greifenberg reich geschmückt. Das Portal, alle Hallen prangten in der Zier des grünen Laubes; alle Gärten der

Umgegend waren geplündert worden; sie mußten Blumenkränze und Blumenguirlanden für die Feier hergeben; oben auf dem Schlosse wehte eine lustige Fahne mit dem Wappen der Greifenberger: man hatte sie auf dem Boden gefunden und glänzend restauriren lassen.

Der alte Saal im Schloß, der mit seinen verfallenen Pfeilern, den lückenhaften Marmorfriesen und dem nicht aufgeräumten Schutte bisher den Eindruck machte, als ob er durch ein Erdbeben zusammengeschüttelt worden sei, prangte in neuem Glanz: man sah nichts mehr von geborstenen Säulen und versunkener Pracht: hier sollte die Trauung stattfinden; ein kleiner umkränzter Altartisch stand vor dem Marmorkamin; die geschnittenen Götter von Stuck am Plafond, die Amoretten und sonstige olympische Krausköpfe sahen verwundert auf die Vorbereitungen zur kirchlichen Feier, über die sie hier ihre heidnischen Flügel breiten sollten. Selbst ein paar neue Livréen hatte die Gräfin Mutter machen lassen.

So stattlich sah es diesmal im Schlosse aus, aber auf dem Schlosse weniger erfreulich. Wir sprechen nicht von der fröhlich flatternden Fahne, sondern von der ansehnlichen Hypothek, welche seit

Kurzem auf Schloß Greifenberg stand und mit der die Kosten seiner Wiedergeburt gedeckt wurden. Es waren ja Vorschüsse, die das Schicksal reichlich zurückerstatten sollte. Der alte Justizrath, als er am Arm seiner wie ein Schneeballen im weißen Atlas aufgepußten Gemahlin durch diese Räume schritt, mußte stets der neu aufgenommenen Hypothek gedenken, die er nicht ohne große Mühe und hohe Zinsen aufgetrieben hatte und die doch nur dazu ausreichte, den äußern abgesprungenen Firniß wieder herzustellen, in aller Eile einige architektonische und plastische Täuschungen den Gästen vorzulügen.

Hugo hatte seinen Strauß mit dem Belin-papier, auf dem seine Verse gedruckt waren, überreicht und war durch ein holdseliges Lächeln Clarissa's belohnt worden. Auch die Gräfin Mutter hatte ihm huldvoll zugenickt: sie entwickelte in ihrer neuen Robe eine wahrhaft spanische Grandezza und imponirte außerdem durch ihre Wortkargheit und ihr vornehmes Schweigen. In der Stille verwünschte sie freilich die Schneiderin, die ihr ein so unbequemes Festgewand geliefert hatte, und die zusammenschnürende Taille, die ihr Beklemmungen machte. Doch was thut man nicht für ein Kind, das sich plötzlich in eine reiche Erbin verwandelt?

Da kann es auf einige Athmungsbeschwerden nicht ankommen.

Wagen auf Wagen rollten vor. Da kamen die Brautjungfern, die Guntershausen, dann ein Fräulein von einem Nachbargute, das bisweilen mit Clarissa Umgang gepflogen. Die Hofdame sah sehr vergnügt aus; sie hatte auf die Lippen ein freundliches Lächeln geheftet, das aber stets unmerklich in einen medisanten Zug überging; sie schien das kleine Gehäuf auf ihrem Rücken heute mit einer gewissen Schadenfreude zur Schau zu stellen, als wollte sie sagen: „Zu einer aparten Hochzeit gehört auch eine aparte Brautjungfer!“ Bald kam auch Herr von Werben; er erregte allgemeine Aufmerksamkeit, doch er schien nichts davon zu merken. Er drückte der Braut mit herzlichem Glückwunsch die Hand; seine Miene war glatt und heiter wie immer; er hätschelte den jungen Grafen Paul, klopfte Hugo auf den Rücken und sagte dann im Vorbeigehen zum alten Justizrath:

„Es ist mir sehr lieb, Sie hier zu finden; es erspart mir einen Weg. Ich wollte nach dem Frühstück bei Ihnen im Städtchen vorfahren, ich habe Ihnen wichtige Mittheilungen zu machen.“

Und dann huschte er hinüber zu Fräulein von

Guntershausen, rühmte ihre Toilette und ließ die besten Putzmacherinnen Revue passiren, indem er einer jeden ein verständnißvolles kritisches Etikette anheftete.

Die alte Gräfin zählte die Häupter ihrer Gäste; sie waren vollzählig erschienen. Da plötzlich fuhr noch ein Wagen vor, und nicht lange dauerte es, so hüpfte Glotilde herein und hinter ihr erschien die lange Gestalt ihrer Gouvernante, festlich geschmückt und geschminkt und mit der Würde einer Ahnfrau, welche durch einen unheimlichen Zauber aus ihrer Gruft heraufbeschworen wurde. Ohne sich um die Gesellschaft zu bekümmern, stürzte der Wildfang auf Manfred zu, schloß ihn in die Arme und rief:

„Brüderchen, hier bin ich! Mag die Welt einstürzen; aber Waldbach muß vertreten sein bei Deiner Hochzeit und wär' es auch in so kläglicher Weise wie durch mich, durch ein kleines, thörichtes Mädchen. Der Vater, dem es übrigens besser geht, weiß nichts davon; die Frau Baronin ist über alle Berge, Ottomar bei seiner Liebsten im Städtchen. Nur Miß Betty hat mir's verboten, und da blieb ihr nichts übrig als mitzukommen, wenn sie ihr Ansehen einigermaßen wahren wollte.

Hier bin ich und gratulire Dir von Herzen, und wenn mich Clarissa als Brautjungfer haben will: mögen sich alle Ahnen im Grabe herumdrehen, was sie am heutigen Tage ohnedies thun werden . . . ich bin bereit dazu und müßte eine Waldenbacherin einer Greifenbergerin die Schleppe tragen. Heute steht die Welt auf dem Kopf . . . Glück und Segen, Brüderchen!"

Tiefgerührt war Manfred über Clotildens Herzlichkeit: es war das erste warme und weiche Empfinden, das ihn an dem heutigen Festtag beschlich; denn er konnte der nagenden Zweifel nicht Herr werden; oft bewältigten sie ihn, und nur der leidenschaftliche Zug seiner Natur, der durch Clarissens Schönheit lebhaft erregt wurde, ließ Alles in den Schatten treten, was ihm als ein Hemmiß seines Glückes erschien. Er drängte es gewaltsam zurück; aber er sah blaß und leidend aus und der innere Kampf spiegelte sich auf seinen Zügen. Auch kam das Gefühl der Vereinsamung immer wieder über ihn: die wenigen Gäste, die hier anwesend waren, schienen nur Clarissens wegen gekommen zu sein; sie beobachteten ihm gegenüber nur die nothwendigsten Formen äußerer Höflichkeit. Der

Justizrath begrüßte ihn mit einer Verdroffenheit, als stände ihm ein gänzlich überführter Verbrecher gegenüber, den er vertheidigen sollte, und selbst der überfreundliche Herr von Werben würdigte ihn nicht eines Händedrucks, keines äußeren Zeichens der Sympathie und des gemüthvollen Antheils, womit er sonst verschwenderisch genug war. Er kam sich vor wie ein Beurtheilter, und nur Clotildens schwesterliche Liebe schmolz den harten Troß, mit dem er selbst der Welt, die ihn durch Mißachtung heraus forderte, gegenüber trat. Er stellte sie der Gräfin Mutter vor, und sie begab sich dann in die Gemächer Clarissa's. Im Vorübergehen reichte sie dem Grafen Paul die Hand mit den Worten:

„Da bin ich einmal bei Ihnen auf dem Schloß; ich wähle zu meiner Gegenvisite den schönsten Tag im Jahr! Wir wollen uns von jetzt ab gut vertragen . . . Schwager und Schwägerin: wie würdig das klingt! Gelegentlich müssen Sie mir einmal Ihre Sterne zeigen, wenn die Sorte gerade gut gerathen ist . . . ich meine, in Ihrem Teleskop!“ Und zu Herrn von Werben sagte sie: „Das ist schön, das ist prächtig, daß Sie auch hier sind. Wie mich das freut . . . Sie wissen schon warum.“

Clotildens Erscheinen hatte Aufsehen erregt; Werben sah mit Wohlgefallen das feurige, wilde Mädchen, das ihm bald zu eigen gehören sollte und das er dem Sterngucker noch rechtzeitig forttheirathete; Paul empfand von Neuem die alte unbezwingliche Neigung zu dem Plagegeist, der wie eine Rakete in die Gesellschaft fuhr. Und noch ein Dritter fühlte sich angezogen von dem Feuergeist dieses enfant terrible . . . das war Hugo, der Dichter! Das war ja ein prächtiges Modell für eine wilde Aztekin; das war ein Kopf, den er seiner Merikanerin Taotla mit etwas dunklerer Färbung aufsetzen konnte.

Nicht lange darauf erschien Clarissa, geleitet von Clotilde, die eine sehr vergnügte Miene zeigte, als ging's zum Tanz unter der Linde, von Fräulein von Gunterhausen, um deren Lippen ein zweifelhaftes Lächeln spielte und von der Freundin des Nachbargutes. Stolz sah die Braut aus, in weißem Atlaskleid, mit dem wehenden Schleier!

Es war keine Marmorbraut . . . frisch und blühend war das Infarnat ihrer Wangen; ihre Augen leuchteten mit dem dunkleren Glanz, den sie in gehobener Stimmung annahmen. Es war ein Tag des Triumphes für sie. Desto bleicher war

der Bräutigam, als er mit ihr vor den Altar trat. Fräulein von Guntershausen hatte noch Zeit, der Nachbarin zuzuflüstern, er sehe aus wie ein verendender Hirsch, den das Halali der Jäger begrüßt.

Der Dorfpastor hielt die Traurede, schlicht und einfach wie bei seinen Bauern; er wünschte ihnen sogar für Hof und Stall, für Scheuer und Faß des Himmels reichsten Segen: dann vollzog er die Trauung und legte ihre Hände ineinander. Nach den üblichen Glückwünschen, die ziemlich kühl abgestattet wurden, ging es in Clarissa's Salon, wo ein Frühstück servirt war. Die edeln feurigen Frühstücksweine erwärmten die Herzen. Nur Manfred blieb einsilbig; man kümmerte sich wenig um ihn, und ihm war's, als ob Clarissa ihm nicht die innige Hingebung der Liebe zeige, sondern ihn betrachte wie einen gebundenen Sklaven, den sie an ihrem Triumphwagen mit fort schleppe. War er ihr nur ein Mittel zum Zweck gewesen? Er konnte den Gedanken nicht ertragen. Mehrmals drückte er ihr krampfhaft die Hand: war es nur das innere Erzittern glühender Leidenschaft, war es verhaltener Bohn oder wilde Drohung? Clarissa sah ihn befremdet an. Doch nur einen Augenblick trübte dies

ihre fliegessfreundige Stimmung; sie war gesprächiger als je, und die kluge Greifenbergerin imponirte selbst dem Fräulein von Guntershausen, welche mit ihrem mokanten Esprit vergeblich Fragezeichen hinter die Offenbarungen dieser überlegenen Klugheit machte.

„Ich beneide Sie,“ sagte sie zu ihrer Nachbarin, der dicken Justizräthin, die sich das Frühstück behaglich schmecken ließ, „was hilft das Irrlichteriren des Esprit? Wir andern haben gelegentlich erträgliche Einfälle; sie aber ist produktiv in ihrer Klugheit und erobert sich die Welt . . . und wir haben das Zusehen.“

Jetzt erhob Hugo sein Glas und ließ das Brautpaar leben: er war nicht immer taktvoll in seiner Beredsamkeit und so verweilte er denn etwas länger bei des Grafen Manfred Helbenthaten, als diesem und der ganzen Gesellschaft willkommen war: er feierte Clarissens Schönheit mit einer Reihe von Citaten aus Homer, Ossian, Shakespear, Schiller, Goethe und fand dennoch für seine lange Toastrede nur Beifall bei seiner Mutter, die ihm gerührt, mit Thränen in den Augen, ein Glas Malaga zutrank und bei seiner Nachbarin, der wilden Clotilde, die noch nie eine so schöne Rede gehört hatte.

„Das muß man sagen,“ rief sie aus, „Sie kennen Ihre Dichter am Schnürchen, und das Feuer, womit Sie sprechen! Es geht einem durch Mark und Bein; man möchte . . ja, man weiß selbst nicht was man möchte . . . nun, allenfalls in die Luft fliegen, um den Sternen näher zu sein!“

Bei diesen Worten blickte sie ihren andern Nachbar Paul mit freundlichem Lächeln an; dann aber setzte sie hinzu, indem sie verständnißinnig zu ihrem vis-à-vis, dem Herrn von Werben hinüberblinzelte:

„Bei meiner Hochzeit müssen Sie auch den Toast ausbringen! Die vielen Dichter, die es seit der Erschaffung der Welt gegeben hat, werden wohl auch etwas gedichtet haben, was auf mich paßt. Daraus machen Sie dann ein Bouquet, so schön gebunden wie das heutige, und sprengen etwas Esprit darüber! Wo Sie nur den vielen Esprit hernehmen! Sie sehen so unschuldig aus mit Ihrem zierlichen Schnurrbärtchen: die großen Geister denk' ich mir immer bei ihrem Erdenwallen mit großen Nasen und hohen Stirnen ausgestattet, doch Sie eignen sich garnicht für die Büste; Sie haben nichts von der abschreckenden Erhabenheit der Unsterblichen. Sie

sind ein so angenehmer Mensch, daß es sich mit Ihnen vortrefflich plaudern läßt."

Betty's erhobener Zeigefinger drohte hinter den Malaga- und Madeirafaschen von der andern Seite des Tisches herüber, doch Clotilde ließ sich in ihrer übermüthigen Unterhaltung nicht stören; sie hatte sich einen kleinen Spitz getrunken.

Hugo fand sie entzückend und war ganz berauscht von ihrer Liebenswürdigkeit. Den Grafen Paul beglückte nicht minder ihre Nähe und ihre ganz rücksichtslose Freundlichkeit; nur Herr von Werben hatte seine besonderen Gedanken über seine künftige junge Frau und sann über die verschiedenen Mittel und Wege einer ehelichen Dressur nach; dann erhob er sich plötzlich und winkte dem Justizrath, der ihm ins Nebenzimmer folgte.

Lustig klang durch die geöffnete Thür das Gespräch der Gäste herein; Clarissa's beherrschende Stimme ließ sich vernehmen mit heiterstem Ton; was aber die beiden Männer im Nebengemach flüsterten, das war unheimlich, verhängnißvoll für das neugeschaffene Glück; es war wie eine Verschwörung, welche dies Glück mit der Pulvermine in die Luft zu sprengen drohte.

Nach den ersten Worten Werbens schloß der

Justizrath die Thür: er wollte nicht, daß auch nur ein verlorenes Echo in den Festsaal drang; er selbst lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit.

„Wahren Sie mein Recht,“ begann Herr von Werben; „Clarissa ist nicht die Tochter der Gräfin von Greifenberg.“

Werbens Züge hatten bei diesen Worten alle glatte Freundlichkeit verloren; eine düstere Energie sprach sich in ihnen aus, und aus seiner meist vorgebückten Haltung richtete er sich wie mit einem gewaltsamen Ruck empor.

„Sie überraschen mich,“ sagte der Justizrath; „doch warum kommt diese Thatsache erst jetzt ans Licht?“

„Weil sie jetzt erst von Bedeutung wird für mich und Alle, weil jetzt der entscheidende Augenblick ist. Sie kennen das Weglebensche Testament . . . wäre Clarissa eine Gräfin Greifenberg, so müßte ich jetzt Schöndorf und die dazu gehörigen großen Besitzthümer an sie selbst und ihren rothen Grafen herausgeben.“

„Ohne Zweifel,“ warf der Justizrath ein; „wir Juristen sind noch immer der Ansicht, daß das jetzt geschehen müsse.“

„Die Herren Juristen irren sich,“ sagte Werben

triumphirend, „und sollte Graf Manfred Waldenbach solche Ansprüche erheben, so wähle ich Sie hiermit zu meinem Anwalt; es wird Ihnen nicht schwer werden, dieselben zurückzuweisen.“

„Clarissa keine Gräfin Greifenberg?“ versetzte der Justizrath, „das klingt wie ein Märchen, und mit Märchen richtet man bei der Justiz nichts aus. Im Uebrigen kann ich nicht Ihr Anwalt sein; ich bin der Geschäftsfreund dieser Familie, und die Comtesse hat mich beauftragt, bald nach der Hochzeit ihr gutes Recht zur Geltung zu bringen.“

„Nun, die Dame hat's eilig,“ sagte Werben spöttisch, „aus ihrem rothen Grafen Kapital zu schlagen. Freilich, um nichts wirft eine fluge Kofette sich nicht fort; man nimmt den feuerspeienden Drachen mit in den Kauf, wenn man nur den Schatz gewinnt, den er bewacht. Doch die Aermste hat sich verrechnet, Herr Justizrath, und wenn Sie ihre Rechte vertheidigen sollen, so wünsche ich wenigstens, Ihnen diese Mühe zu sparen.“

„Sie sprechen mit solcher Siegesgewißheit...“

„Und mit Recht! Außer den japanesischen Vasen, die auf dem Geschenktisch stehen, habe ich noch ein Hochzeitsgeschenk mitgebracht: diese Papiere hier!“

Und er zog ein Convolut von Papieren aus der Fracktasche.

„Sie werden Ihnen erläutern, was ich Ihnen jetzt erzähle. Graf Greifenberg war in militärischer Dienstpflicht abwesend, als die Gräfin niederkam. Die Hebamme Ohlen schob ihr gleich nach der Geburt das Kind der Amme unter: diese, sowie der damalige Kammerdiener, jetzige Förster Stromer, waren mit im Geheimniß und leisteten hülfreiche Hand.“

„Cui bono? fragte Cicero; das ist doch keine Eskamotage, die man zum Vergnügen unternimmt.“

„Auch ich kenne die Oratio pro Sexto Roscio, doch Sie werden mir zugeben, daß es sich jetzt nicht um Motive handelt, die in einem Kriminalprozeß eine Rolle spielen könnten; es ist vollkommen gleichgültig für die Wahrung meines guten Rechtes, aus welchem Antrieb das Kind vertauscht wurde. Die Thatfache genügt für mich, um alle unberechtigten Forderungen zurückzuweisen.“

„Die Thatfache . . . gewiß. Doch Sie können mir nicht verdenken, daß ich mir Mühe gebe, sie glaubwürdig zu finden, und mich nach den Motiven erkundige, die sie mir erläutern könnten. Es ist

doch nicht anzunehmen, daß jene Leute aus eigenem Antrieb . . ."

„Gewiß nicht; doch ich wiederhole, darauf kommt es nicht an. Clariffa Greifenberg hat weder Ansprüche auf diesen Namen noch auf das Weglebensche Erbe. Das genügt! Sie werden keinen kostspieligen, von Hause aus verlorenen Prozeß unternehmen.“

Der Justizrath erstaunte immer mehr über die selbstgewisse Entschiedenheit, mit welcher Herr von Werben sprach.

„Hier sehen Sie die Dokumente,“ fuhr dieser fort, „die notariell beglaubigte Erklärung des Kammerdieners Stromer, der Hebamme Ohlen und der Amme Berger.“

Der Justizrath prüfte sorgfältig diese Erklärungen; ihr Inhalt ließ kaum einen Zweifel übrig, daß die Unterschreibung des Kindes wirklich stattgefunden habe. Er gerieth darüber in große Aufregung; eine Erklärung war unvermeidlich; er mußte die Familie davon in Kenntniß setzen; er fürchtete den Augenblick und die grenzenlose Zerrüttung, welche dieser Mittheilung auf dem Fuße folgen müsse.

„Ich glaube,“ sagte Herr von Werben mit

festem Ton, „Ihr juristisches Gewissen wird vollkommen ruhig sein können, wenn Sie den Prozeß fallen lassen.“

„Ich muß bekennen, ich bin aufs Höchste überrascht!“ versetzte der Justizrath, indem er die Dokumente einer peinlichen Prüfung unterwarf.

„Sie bezweifeln ihre Echtheit?“

„Gewiß nicht; doch wenn ich fragen darf, Herr von Werben, wie kamen Sie in den Besitz derselben?“

„Ich habe sie von meinem Vater erhalten; es sind Aktenstücke von höchster Wichtigkeit für unsere Familie . . das werden Sie doch nicht in Abrede stellen?“

„Und wie kam Ihr Herr Vater zu denselben?“

„Ich weiß es nicht; es genügt, daß sie in unserem Besitz sind.“

Der Justizrath nahm eine Priße mit einem vielsagenden Hm, hm! Es war dies nicht der Ausdruck des Zweifels, sondern im Gegentheil! Die Sache erschien ihm auf einmal sehr einleuchtend, und er empfand ein gewisses Behagen darüber, daß sich in seinen Gedankengängen Alles so passend ineinander fügte.

„Ich wollte das Mädchen schonen.“ versetzte

Werben, „es war nicht meine Absicht, die stolze Person in ihrem Glück zu stören; ihr Schicksal ruhte wohl aufbewahrt in den Geheimfächern meines Sekretärs. Einen Fürsten hätte sie heirathen können, ich hätte ihr nicht die platzende Bombe in den Weg geworfen. Doch gerade sie hatte es auf meinen Ruin abgesehen, und gerade sie steuerte mit vollen Segeln dem eigenen Verderben zu.“

Der Justizrath wiegte nachdenklich den Kopf.

„Leben denn jene Zeugen noch, welche sich ihr Verbrechen so vorsichtig bescheinigen ließen?“

„Zwei derselben sind noch am Leben, nur die Amme ist gestorben.“

„Man hat sie hoffentlich im Voraus gehörig schädlos gehalten . . . und das Kind?“

„Welches Kind?“

„Die Erbin von Greifenberg!“

„Die Amme verzog und starb bald darauf; weiß Gott, in welche Hände das Kind gerathen ist. Doch das kümmert uns wenig: hier Rhodus, hier salta! Clarissa ist diese Erbin nicht!“

Der Justizrath zog den Bleistift heraus und machte sich Notizen aus den Dokumenten, welche Herr von Werben mit ängstlicher Sorgfalt bewachte.

„Ich werde mich also an Ihren Kollegen wenden müssen,“ sagte dieser, als er die Papiere zurückerhielt; er nannte den Rechtsanwalt, den er auf Schloß Waldenbach bei der Baronin von Satori gesehen.

„Sie können sich den Weg nach dem Nachbarstädtchen sparen,“ sagte der Justizrath; „mein Kollege ist jetzt gerade unten im Dorf, in der Mühle, es handelt sich um einen Gerichtstreit, bei welchem er den Müller vertritt.“

„Ich danke Ihnen für diese Mittheilung,“ sagte Werben; „mir ist sie sehr willkommen, da ich noch für die Landschaft ein dringliches Geschäft zu besorgen habe und im Forst erwartet werde: die Angelegenheit muß vor Gericht zum Austrag kommen; ich brauche einen Vertreter; ich selbst will so wenig wie möglich mit der Sache zu thun haben, ich will sie in zuverlässige Hände legen; für mich ist sie entschieden.“

Damit wurde das Gespräch abgebrochen; die Herren kehrten in den Frühstückssalon zurück; hier rüstete sich Alles zum Aufbruch. Clotilde trillerte, tremulirte, fabulirte; sie war in einer unsäglich heiteren Stimmung; Miß Betty hatte große Mühe, sie fortzuesfortiren; Graf Paul und Hugo begeisterten

sich immer mehr für ihre Liebenswürdigkeit, und sie fand sich sehr wohl in ihrem Käuschen, wie sie selbst eingestand; sie sprudelte über von drolligen Einfällen und vorlauten Reckheiten und bemerkte kaum, daß Werben sich entfernt hatte: der Bräutigam war ihr ja sicher. Wohl aber hatte Clarissa bemerkt, daß er mit dem Justizrath in das Nebenzimmer gegangen war und daß beide Herren sehr erregt zurückkamen; ja die glatte Maske des immer freundlichen Werben war nicht wieder zu erkennen: um seine Mundwinkel spielte ein böser Zug, und seine Augen funkelten wie die Augen eines Raubthiers.

Noch einmal versuchte er zu lächeln, als er Clarissa zum Abschied die Hand küßte: sie merkte wohl seine schlechtverhehlte feindliche Stimmung; doch das erhöhte nur ihr Siegesgefühl.

Mußte er sie nicht hassen, da sie ihm sein Hab' und Gut, seinen reichen Besitz am heutigen Tage raubte?

Als die Gäste sich verabschiedet hatten, blieb der Justizrath zurück; er saß da mit sehr bekümmelter Miene, welche sich durch keinen Feuerwein des Südens aufheitern ließ.

„Es ist mir sehr lieb, daß Sie bleiben,“ sagte

Clarissa, „wir haben noch Wichtiges zu besprechen. Bei einer Cigarre, deren Genuß Sie sich nicht versagen sollen, bei einer Tasse Kaffee . . . folgen Sie uns freundlichst in mein Boudoir.“

Manfred winkte einem Diener, der Alles besorgen sollte, was den Justizrath in eine komfortable Stimmung zu versetzen vermochte; er selbst entschuldigte sich; er wollte lieber einen Spaziergang durch den Garten machen; er wünschte nicht, jenen Verhandlungen beizuwohnen, die ihm peinlich waren und seine Zweifel an Clarissens Liebe nur verstärkt hätten.

Bald saß die Gräfin Mutter mit der Tochter und dem Juristen in dem einzig eleganten Raum des Schlosses, dem Boudoir Clarissa's; ringsum prunkende Tapeten mit Goldborten, Nipptische mit krausem wunderlichem Kram, ein Bücherschrank mit glänzenden Einbänden. Der Justizrath zögerte, seine Savanna anzuzünden; doch Clarissa, deren Wesen volles Behagen athmete, ermunterte ihn dazu. Was kam es heute auf ein paar verräucherte Gardinen und Vorhänge an? Ja, wenn ein unvorsichtiges Bündholz Greifenberg in Flammen gesetzt hätte: heute war sie in der Laune, diesem Feuerwerk ruhig zuzusehen mit gekreuzten Armen, sie sah ja schon

den Phoenix, der sich glänzend aus der Asche erhob. Die Mutter schlummerte übermüdet in einem besonders weich gepolsterten Lehnstuhl; der Justizrath schlürfte behutsam den edeln Mokka und blinzelte hinüber nach der stolzen Schönen, die in ihrem hochzeitlichen Gewande wahrhaft fürstlich aussah; er folgte dann mit dem Blick den sich kräuselnden Dampfwolken der Cigarre, aber durchaus nicht mit dem Behagen, wie in seiner Studirstube; es war ihm unheimlich zu Muth.

„Endlich,“ begann Clarissa, „ist der Augenblick gekommen, wo durch die Aussöhnung der Familien auch das Erbe, das ihnen bestimmt ist, wieder in ihren Besitz kommen soll! Ich darf wohl einige Fragen an Sie richten?“

„Gewiß, gnädige Gräfin,“ versetzte der Justizrath mit zustimmendem Nicken.

„Das Wegleben'sche Testament ist rechtsgültig?“

„Vollkommen!“

„Seine Form, sein Inhalt lassen keinen Zweifel, keine Ausstellung zu?“

„So ist es!“

„Herr von Werben ist nur der Besitzer des Fideikommisses, bis die in Aussicht genommene Ehe

zwischen Mitgliedern der beiden Familien geschlossen worden ist?"

"Ohne Zweifel!"

"Er ist verpflichtet, jetzt, nachdem diese Bedingung erfüllt worden, Schöndorf und alle andern Besitzungen herauszugeben?"

"Ja, sobald eine solche Eheschließung stattgefunden hat."

"So ersuche ich Sie jetzt, Herr Justizrath, unsere Rechte geltend zu machen und die Uebergabe der Werben'schen Güter in unsere Hände rechtskräftig auszuführen. Wie ich bemerkte, haben Sie mit Herrn von Werben schon gesprochen; er wird jedenfalls keinen Widerspruch erheben."

"Sie irren," sagte jetzt der Justizrath, der sich ein Herz faßte; "er erhebt den entschiedensten Widerspruch."

Clarissa fuhr zornig auf:

"Irgend welche kleinen Intriguen und Schliche! Den geraden Weg, freilich, wird Herr von Werben niemals gehen; ich hoffe aber, Herr Justizrath, Sie werden entschieden durchgreifen und nicht dulden, daß die Sache künstlich verschleppt wird. Ich habe den Grafen, meinen Gatten, abgehalten, sich ein kleineres Gut zu kaufen, was er beabsichtigte . . .

wozu dies, wenn wir bald in Schöndorf unseren Einzug halten können?"

"Ich würde," versetzte der Justizrath, "jeden gordischen Knoten zu durchhauen wissen: das ist so meine Art und man kennt mich. Leider! hat sich mir ein unerwartetes Hinderniß in den Weg gestellt!"

"Ein Hinderniß? Unmöglich! Ich bin ungeduldig; zeitraubende Schwierigkeiten würden mich außer Fassung bringen."

"Wenn es sich bloß um Verzögerungen handelte . . ."

"Um's Himmelswillen," rief jetzt Clarissa auf-fahrend, "könnte mehr auf dem Spiele stehen?"

"Sie sind eine kluge und wahrhaft vornehme Dame: Sie werden ruhig erwägen, was ich Ihnen mitzutheilen habe. Es handelt sich um geschenehene Dinge, die unwiderruflich und unabänderlich sind."

Schon war die Röthe von Clarissens Wangen gewichen: mit angehaltenem Athem, in höchster Spannung lauschte sie den Worten des Juristen.

"Wozu soll ich Ihnen das Gift allmählig zuträufeln? Ich liebe die Umwege nicht . . . und Sie haben ja Muth genug, dem Unerfreulichsten kühn ins Auge zu sehen! Sie werden mich nicht

dafür verantwortlich machen, daß ich Ihnen die unwillkommenste Botschaft bringe. Wohlan denn, das Testament Weglebens hat keine Gültigkeit für Sie, denn Sie sind keine Gräfin Greifenberg!"

Während Clarissa todtenbleich die Hand aufs Herz preßte, tönte ein helles Lachen durch das Boudoir. Man hatte die schlummernde Mutter vergessen; sie war erwacht, hatte im Halbschlaf einen Theil des Gesprächs mitangehört und fuhr empor, als der Justizrath die letzten Worte sprach.

„Haha,“ rief sie, sich in ihrem Sessel erhebend, „wie lächerlich! Sie sind ein spaßhafter Mann, Herr Justizrath . . .“

„Die Sache ist viel zu ernst, Frau Gräfin, als daß ich mir dabei einen Scherz erlauben würde.“

„Nun, so ist es ein Angriff auf meine Ehre.“

„Keineswegs, Frau Gräfin, eines solchen würd' ich mich noch weniger schuldig machen. Auch würde ein Jurist sich der goldenen Rechtsregel erinnern müssen: *Pater est, quem nuptiae demonstrant.*“

„Das versteh' ich nicht, aber ich wünsche dringend zu verstehn, um was es sich handelt.“

Clarissa fand keine Worte; ein leises nervöses Zittern hatte sie erfaßt, Schweißtropfen standen auf ihrer Stirne.

„Es ist gegen Sie, Frau Gräfin, ein schändliches Verbrechen verübt worden! Glücklicherweise kann man die Theilnehmer noch bestrafen; denn erst am nächsten Geburtstag der jungen Frau Gräfin ist es verjährt.“

„Ein Verbrechen?“

„Man hat Ihnen, Frau Gräfin, als Sie in halber Ohnmacht bewußtlos lagen, Ihr Kind geraubt und ein anderes an dessen Stelle in die Wiege gelegt.“

Clarissa stieß einen Schrei aus und rang die Hände.

„Beweise . . . Beweise . . .“ stöhnte sie, „Gott sei Dank, es giebt keine Beweise.“

„Leider sind sie vorhanden; sie sind überzeugend; es sind Papiere, in denen sich die Theilnehmer an dem Verbrechen selbst dazu bekennen und ihre Unterschrift hat sogar die notarielle Beglaubigung.“

Die alte Gräfin konnte sich in das Unerhörte nicht finden; all ihr Denken und Empfinden war gewaltsam aufgerüttelt und doch nicht geweckt genug, um rasch von dem Vergangenen, in das sie sich ganz verlor, für die Gegenwart Schlüsse zu ziehen.

„Doch wer in aller Welt war so nichts-
würdig?“

„Ihre Hebamme, die alte Ohlen; die Amme
Johanna Berger gab das eigene Kind dazu her,
und der Kammerdiener, der jetzige Förster Stromer,
leitete das Komplot und überwachte die Ausführung.
Die Zeugnisse dieser drei Personen liegen vor . . .“

„Und wo sind diese Zeugnisse?“

„In den Händen des Herrn von Werben.“

„Verbrennen . . . verbrennen . . . man soll
sie verbrennen,“ rief Clarissa wie irrsinnig. „Schloß
Schöndorf dazu mit dem nichtswürdigen Intriganten.“

„Herr von Werben . . .“ rief die Gräfin
Mutter, die sich nur mühsam über dies Alles
orientirte und noch gar nicht an dem Punkt an-
gelaugt war, wo sie den Umsturz aller ihrer schönsten
Hoffnungen erkennen mußte; „doch was in aller
Welt hat Herr von Werben damit zu thun? Und
was konnte jene Leute zu einem so sinnlosen Kinder-
tausch bestimmen?“

„Der junge Herr ist schuldlos; er benutzt nur
die Waffe, die ihm sein Vater geschmiedet hat.
Denn mögen jene Zeugen auch über den Urheber
des Verbrechens schweigen: es kann doch kein

Zweifel sein, wer den Frevel erfand und ausführen ließ. Es war eine Vorsichtsmaßregel zu Gunsten des Wegleben'schen Testamentes; sie macht dem Meister Ehre, wie der heutige Tag beweist!"

"Herr des Himmels!" rief die Gräfin plötzlich mit einem Aufschrei. "Das Testament! Die Erbschaft . . . nein, nein, Clarissa bleibt doch meine Tochter!"

Und sie eilte auf Clarissa zu und schloß sie ans Herz, doch diese entwand sich der Umarmung in wilder Erregung; noch einmal raffte sie sich auf:

"Und Sie wollen uns nicht vertheidigen, nicht beschützen?"

"Ich verzweifle an jedem Erfolg," rief der Justizrath.

Da konnte Clarissa ihre Fassung nicht länger wahren, sie rief die Hände ringend:

"Arm . . . arm . . . und die Frau dieses Mannes!"

Dann brach sie schluchzend zusammen auf dem Sopha und verlor die Besinnung. Die Mutter neigte sich jammernnd über sie. Der Justizrath eilte hinaus, um die Bosen zu rufen. Inzwischen war ein Gewitter heraufgezogen, das sich schon lang am Rande des Himmels gesammelt

hatte. Der fahle Schein der Blicke fiel auf die Gruppe der verzweifelten Mutter und bewußtlosen Tochter, auf das Bild des zertrümmerten Glücks und versteinerten Jammers, und von den Schlägen des Donners erhebt das alte Schloß Greifenberg in seinen Grundfesten.

Vierzehntes Kapitel.

Der rothe Graf.

Draußen irrte Manfred noch unter den Bäumen des Parkes; ihm war es so heiß, so schwül geworden, die hangen Zweifel hatten ihn beängstigt; er riß sich das Halstuch ab, und seine offene Brust kühlte der Hauch, der von dem aufsteigenden Gewitter herüberwehte.

„Glück . . . Glück! Darf ich einmal das fliehende am Saum erhaschen? Alles meidet mich, ich trage ein Brandmal auf der Stirn und im Herzen den wachsenden Groll über die Welt, über mich selbst! Doch sie, sie allein fesselt mich an das elende Dasein . . . ein Wesen, das mich liebt, das mein Herz beseligt und mir noch einmal mit einem süßen Rausch das müde Leben erquickten wird. Es ist ja ein Trost, dies Gefühl, geliebt zu werden,

ein Trost für alle, doch am meisten für mich, den die Welt verstößt. Doch wenn es nichts wäre als eine Täuschung, ein Trug, eine Lüge . . . wenn ich nur für sie ein Treffer wäre in der Lotterie des Lebens, um äußere Glücksgüter zu erlangen . . . bei Gott! ich ertrüg' es nicht. Ich muß sie auf die Probe setzen, wir müssen auf die Erbschaft verzichten. Auch der Liebenden fällt es schwer, ein so glänzendes Loos zu verschmähen . . . gleichviel! gleichviel! Mag die Ehe mit Sturm beginnen . . . besser ein Sturm, der von Hause aus die Luft reinigt!"

Die schwarze Wolkenwand hatte sich am Himmel näher geschoben, durchädert von grellrothen Blitzen; in dem verwilderten Park schlugen die Aeste knirschend zusammen, die weitüberragend auf den grasbewachsenen Gängen den Weg erschwerten; von den Blumenbeeten kam ein schwüler Hauch, ein üppiger Odem; alle diese Kelche strömten ihr heißes Leben aus, sie athmeten ihre Sehnsucht dem kommenden Gewitter entgegen.

"Ich hielt mich für alt und lebensmatt bei jungen Jahren — doch ich fühle die Jugend im Taumel des Blutes! Sie ist die Meine . . . das stolze, schöne Weib! Ihre Liebe mag mein Herz

trösten, ihre Schönheit soll mein ganzes Leben beseligen. Wie ein Sturm des Entzückens braust es durch alle meine Sinne . . . fort jeder Zweifel! Heute soll kein prüfendes Licht in ihre Seele leuchten; für die Brautnacht schwinge der Blitz allein die Fackel!"

Und das Wetter kam herauf; ein Sturm wirbelte in die Blüthen, brach die Zweige; der Wetterhahn knirschte und klirrte und die Fahne mit dem Wappen der Greifenberger flog von der Rinne des Thurmes herunter; der Donner folgte dem Blitz; es war ein krampfhaftes Ringen am Himmel, ein thränenloser Schmerz . . . endlich erst fanden die blitzzerrißenen Wolken den befruchtenden Regen.

Manfred kehrte ins Schloß zurück; er wollte Clarissa sprechen; sie sei ohnmächtig geworden und krank, sagte man ihm und wolle mit ihrer Mutter allein sein. Er ließ sich nicht abhalten, er klopfte an die Thür; sie war verschlossen, und man öffnete ihm nicht.

Da traf er den Justizrath, der schon zur Abfahrt gerüstet war und verdrießlich durch die triefenden Scheiben in das Unwetter starrte; denn er hatte

jezt den lebhaften Wunsch, das Schloß, das ihm unheimlich geworden war, zu verlassen.

„Was ist vorgegangen?“ fragte Manfred.

Aus sein Antipathie gegen den rothen Grafen hatte der alte Jurist nie ein Hehl gemacht; er theilte ihm daher die niederschmetternde Nachricht ohne jede wohlwollende Einkleidung mit und konnte eine gewisse Schadenfreude nicht unterdrücken, als er die Aufregung sah, in welche die Nachricht den Grafen versetzt hatte. Und doch irrte er sich, wenn er glaubte, daß die Verzweiflung über die vernichteten glänzenden Aussichten ihn so außer Fassung gebracht habe; wenn Manfred erschrak, als wäre das Todesurtheil über ihn gefällt worden, so hatte dies ganz anderen Grund. Es entsetzte ihn, daß diese Nachricht auf Clarissa einen so vernichtenden Eindruck gemacht, noch mehr, daß sie sich geweigert, ihn zu sehen: seine schlimmsten Befürchtungen drohten Wahrheit zu werden: was galt ihm das Leben dann, wenn auch diese Liebe eine Lüge gewesen war?

Unter dem Vorwand, nach dem Wagen für den Justizrath zu sehen, eilte Manfred wieder hinaus ins Freie, um Athem zu schöpfen. Das fernabziehende Gewitter warf noch Blicke am Hori-

zont: noch rieselte aus den Wolken ein leiser Regen nieder. Kühle und Frische athmeten die erquickten Sträucher und Blumen; doch Manfred empfand es nicht; die innere Gluth jagte ihn fort und fort, durch den Park in den Wald; barhaupt schritt er dahin; das zerstreute Gewölk hatte sich wieder gesammelt, und es goß ein ernstlicher Regen hernieder; die Fichten schüttelten triefend ihre hängenden Zweige, und durch das Laubdach der Buchen plätscherte der heftige Guß. In einer leichten Waldhütte, welche die Holzschläger hier errichtet, suchte Manfred zuletzt ein Unterkommen. Wie glücklich war er gewesen in den Urwäldern von Nebraska; dort hatte ihn ein furchtbares Wetter heimgesucht; er hatte sich verirrt, war zwei Tage umhergewandert, erschöpft von der Wanderung, von Hunger und Durst . . . doch damals empfand er nicht in seinem Herzen die tödtliche Qual.

Sie war sein Weib, diese Clarissa . . . doch ein Weib, das ihn nicht liebte, was war sie ihm? Was konnte sie ihm sein? Das verzerrte Ideal seiner Träume, ein grinsender Hohn, der ihn durch das Leben begleitete! Sie mochte noch Liebe heucheln, aber sein Glaube war dahin. Er stürzte ins Schloß zurück, wie von Dämonen gejagt; er

mußte sie sehen, sie sprechen. Er eilte auf sein Gemach, zog sich um und saß dann wieder wie gebannt in seinem Lehnstuhl. Vor dem entscheidenden Augenblick wandelte ihn eine Furcht an, deren er nicht Herr zu werden vermochte. Da suchte ihn Paul auf und theilte ihm mit, daß die Schwester sich etwas besser befinde, aber der Ruhe bedürfe. Manfred sagte mit großer Heftigkeit, vor welcher sein Schwager erschrak: er habe das erste Recht, bei seinem Weibe zu sein, und er nehme dies Recht mit aller Entschiedenheit in Anspruch. Paul versprach, dafür einzutreten; es sei auch seine Ueberzeugung; er ging zu Clarissa, doch es dauerte geraume Zeit, eh' er wiederkam. Es war inzwischen Abend geworden; der Mond strahlte durch das zerflatternde Gewölk. „Romeo und Julia,“ rief Manfred mit bitterem Ton, „das ist der Mond einer Liebesnacht; doch die Nachtigall singt nicht, und nie wird die Lerche zu den Wolken steigen, die mir das Frühroth eines schönen Tages kündet. Doch noch gehört mir das Heute . . . mag ihre Seele sich in ein Gespenst verwandeln . . . ihre Schönheit ist mein, und sie wird nicht wie ein Sodomsapfel gleich in Asche fallen, bei der ersten Berührung.“

Paul kehrte zurück; noch müsse Clarissa sich fassen; nach einer Stunde wolle sie ihn sehen. Und nach einer Stunde stand Manfred in Clarissa's Gemach.

Sie saß auf dem Sopha im leichten häuslichen Gewand, den Kopf auf den Arm gestützt. Sie schien es nicht zu bemerken, daß er eintrat. Der Mond schien herein; Manfred schloß die Vorhänge.

„Was thust Du?“ sagte Clarissa, „die Kerzen brennen so matt.“

„Hell genug für uns,“ erwiderte Manfred. Jetzt sah sie auf zu ihm; er stand neben ihr; die von unten hinaufleuchtenden Kerzen zeichneten tiefe Schatten in seine Züge; er sah verstört aus; verworren war sein röthliches Haar; nur seine Augen hatten ein unheimliches wildes Leuchten. Sie fuhr zurück; er war ihr nie so schreckhaft vorgekommen . . . hatte sie diese Häßlichkeit früher nicht bemerkt? Hatte der Widerschein des Herengoldes sie geblendet? War dies Graf Waldenbach oder ein hierher verschlagener Strolch der Commune? „Ich weiß Alles,“ sagte Manfred: „das Schicksal kommt meinen Wünschen entgegen. Ich wollte von Dir den Verzicht auf die Erbschaft verlangen: dieser Verzicht ist Dir jetzt erspart und uns jeder Zwispalt; es ist besser so.“

Clarissa antwortete nicht; sie rang mit einem Entschluß. Er mußte sie verachten, wenn sie ihm sagte, wie ihr ums Herz war . . . und doch empfand sie nichts als ein Gefühl der Reue, das sie krampfhaft schüttelte, als ein Gefühl der Entfremdung, ja des Abscheus gegenüber diesem Manne, dem sie von jetzt ab angehören sollte.

Sie saß schweigend da unter Thränen . . . das stolze Weib; doch es waren Thränen, die wie zischende Tropfen auf Manfreds erhitzte Leidenschaft fielen.

„Nun hat sie Dich so schwer betroffen, diese Riete im Glückstopf? Und war's ein solcher Schicksalschlag . . . was suchst Du nicht den Trost in den Armen Deines Mannes? Warum bist Du mir gegenüber verhärtet und verstockt? Was soll ich von Dir, von Deiner Liebe denken?“

Clarissa schwieg noch immer.

„Danke Gott, daß ich ein Communard bin vom Scheitel bis zur Sohle . . .“

Sie machte eine Bewegung des Abscheus.

„Sonst wär' es an mir, mich zu beklagen, daß ich meine Grafenkrone dem Kind einer Amme aufs Haupt gesetzt.“

Jetzt fuhr Clarissa auf.

„O! das ist empörend . . . mir diese Schmach ins Gesicht zu schleudern.“

„Nicht ich . . . das Schicksal hat's gethan. Mich hat Vergangenes nicht gekümmert! Ich frage nicht nach Deiner Herkunft, nicht nach Deinen Schätzen; aber Du, Du . . . ich sehe Dich an, die vom Sturm zerknickte Blume . . . und schaudre über eine Zerstörung, die auch mir mit kalter Hand ans Herz greifen muß. Wie, so zerknirscht so vernichtet, so ganz ohne einen Blick, ein Wort für mich? Ist das anhängliche treue Liebe, ist das glühende Leidenschaft? Nichts, ich bin Dir nichts als eine Kerze, die der Wind verlöscht hat.“

War es der zitternde Schatten des Lichts . . . ihm war, als ob Clarissa leise, ganz leise bei diesen Worten genickt hätte. Jetzt faßte ihn der Dämon.

„Steh' auf,“ rief er, ihre Hände ergreifend und sie gewaltsam emporziehend, „sieh mir Aug' in Auge und steh' mir Rede.“

„Gewalt?“ rief sie . . . hoch aufgerichtet stand sie jetzt neben ihm; sie fühlte, daß sie das entscheidende Wort sprechen müsse; sie sah ihn an mit kaltem Blick, in den Augen den Ausdruck tödtlichen Hasses.

„Wir sind unter uns, ganz unter uns,“ rief Manfred; „die Heuchelei der Welt hat hier kein Recht. Bekenne! Ich will besser von Dir denken, wenn Du jetzt die Wahrheit sagst. Elend machst Du mich doch, ich fühl's, Du bist verwandelt, ich fühle den Gifthauch der Schlange. Gleichviel . . . besser auf einmal den Tod, als ein jahrelanges Sterben.“

„Laß meine Hände los,“ rief Clarissa, „willst Du die Wahrheit durch die Folter erpressen? Auch ich sehe Dich jetzt, wie Du bist, gewaltthätig, grausam, einen aus dem Troß der rothen Göttin, die ihr Gewand durch Blut schleift . . . und ich verfluche meinen entseßlichen Irrthum, daß ich an die Möglichkeit glaubte, Dich zu lieben.“

Jetzt schlug Manfred ein entseßliches Hohn-
gelächter auf; dann stieß er Clarissa zurück, daß sie aufs Sopha sank, und bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

„Verloren . . . verloren, o meine Ahnung!“

Doch sie erhob sich jetzt, ein kaltes Lächeln flog über ihre Züge; es war noch ein Triumph, welcher der Verzweiflung übrig blieb.

„Ja, ich glaubte Dich lieben zu können, so sehr ich Deine Grundsätze verabscheue; es war doch

ein Schimmer des Heldenmuthes, der Deine Stirn umstrahlte, der selbst Deinem gebrochenen, verfallenen Wesen sein Siegel aufgedrückt hatte; ich glaubte Dich lieben zu können, weil mit diesem Glauben die freudige Hoffnung verbunden war, meine Familie aus tiefer Verüftung wieder emporzuheben zu neuem Glanz."

"Du wolltest Dich opfern . . . o Sammer über das unterbrochene Opferfest!"

"Ich wußte, daß ich die Hand einem Geäch-teten reichte; ich sah, wie sich Alles von Dir wandte, wie mir die gleiche Nacht drohte; doch ich kenne die Welt. Ich hoffte, daß der Glanz eines großen Besitzes, eines bedeutenden Vermögens uns hinwegheben würde über anfängliche Mißachtung, daß sich Alle neigen würden vor einer Macht, welche widerspruchslos diese Zeit beherrscht. Das Alles ist zertrümmert, alle Hoffnungen sind in die Lüfte verweht: nichts bleibt mir als Gordon, der Communard!"

Sie sprach das mit einem Ausdruck unsäglichlicher Verachtung, der Manfreds Empörung bis aufs Aeußerste steigerte.

"Ja, Du bist offen . . . eine entehrende Offenheit. . . . Doch Dir fehlt die Röthe der Scham."

„Sie wird mir an Deiner Seite nicht fehlen; doch unsere Wege sollen nicht zusammengehn.“

„Ha! Weib,“ rief Manfred außer sich; „Du weißt nicht, was Du gethan. Ich war ein ganz bankerotter Mann, ich habe auf die letzte Karte gesetzt, und Alles ist verloren.“

„Nun ist's klar zwischen uns,“ sagte Clarissa; „für die Welt werden wir schon eine Maske finden; Du aber würdest wohl thun, jetzt mich und das Gemach zu verlassen.“

„Nimmermehr,“ rief Manfred, „Du vergißt wohl, daß Du mein Weib bist?“

„Was heißt das?“ rief Clarissa zusammen-schauend.

„Nun, Staat und Kirche sollen doch ihre Arbeit nicht umsonst gethan haben; heute wird der Segen wohl noch ausreichen, den sie an uns verschwendet haben. Deine nichtswürdige Seele wohnt in einem schönen Leib . . . und der hat seinen eigenen Zauber.“

„Du wagst es, Rasender . . .?“

„Was soll ich wagen im Schuß der heimischen Laren, im Schatten des Gesetzes! Und ich bin ja ein Tannhäuser, der seiner Venus, der Teufelinne im Venusberg, gesetzlich angetraut ist. Und wärst

Du auch noch ein so verächtlich Ding . . . Du bist zum Mindesten mein eigen."

Clarissa verhüllte ihr Gesicht.

"Du weigerst Dich, stolze Brunhild? Ich brauche keine Tarnkappe, ich bin Siegfried und Gunther zugleich!"

Ein Hülferuf, der kein Echo erweckte . . . die Kerzen verlöschten . . .

"Ich bin der Narr des Glücks," rief Manfred, als er das Brautgemach verließ; „eine Nacht im Venusberg bei der seelenlosen Teufelin; doch nicht lange soll mich der Fluch verfolgen . . . mein Zweig grünt nimmermehr!"

Alles schlief im Schlosse . . . nur der Mondschein irrte durch die Korridore.

Niemand hörte den Schuß in Manfreds Zimmer.

Am Morgen fand man den rothen Grafen todt auf seinem Sopha im Blute liegen . . . den Revolver in der Hand.

Fünfzehntes Kapitel.

V e r n u n f t.

Es war ein fleißiger Mann, der Herr von Werben, der keinen Tag zu verlieren liebte: ein Nachbar von Greifenberg wollte sein Gut land-
schaftlich taxiren lassen, und es kam darauf an,
genau die Grenze zwischen seinem Wald und den
fürstlichen Forsten festzustellen. Zu diesem Zweck
hatte Werben den Förster Stromer an einen Kreuz-
zungspunkt der Waldwege bestellt, um von dort
aus mit ihm die Grenze zu begehen. Seinen
Wagen ließ er unten auf der Chaussee zwischen
Greifenberg und der Residenz vorausfahren mit der
Weisung, an einer großen Eiche zu halten, wo die
Waldhügel sich wieder zur Chaussee heruntersenkten.
Er hatte jetzt nicht mehr nöthig, in der Residenz,
bei dem Justizrath vorzufahren, wie Anfangs seine

Absicht war; denn er hatte ja nicht nur diesen selbst in Greifenberg gesprochen, sondern auch unten in der Mühle dem Rechtsanwalt des Nachbarstädtchens die Papiere eingehändigt, welche sein gutes Recht gegenüber allen Ansprüchen wahren sollten. Der Rechtsanwalt war entzückt über den interessanten Prozeß, durch den er auf einmal in den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses treten mußte; es war ihm zu Muth, als hätte er das große Loos gewonnen; er war einer der ehrgeizigsten Streber unter den jungen Juristen, der nach Geltungsruhm dürstete, und da er in der Reichshauptstadt einige Freunde hatte, welche die Spalten des Feuilletons beherrschten, so brauchte er nur einen merkwürdigen Fall wie diesen, der sich sogleich in einen berühmten Fall verwandelte, und seinen Ruf in Kurs setzte. Er hatte bisher einen Platz unter den Berühmtheiten der Barre sich mehr auf dem Gebiete des Strafrechtes zu erobern gesucht . . . und in der That war ihm das Glück zu Theil geworden, einige Verbrecher zu vertheidigen, deren Frevelthaten sich nur durch eine Kette von Indicien beweisen ließen, die er mit seinem Scharffinn so durcheinander wirrte, daß eine Freisprechung seiner Klienten erfolgt war.

Doch ein interessanter Civilprozeß auf criminalistischem Hintergrunde; das war ihm etwas Neues, was ihn förmlich heraufschte. Wie viele Notizen konnten die Zeitungen darüber bringen: anfangs mit dunkeln Hinweisen, welche die Spannung erregten, Alles namenlos, nur der eigene Name, der des Juristen, in bengalischer Glorie flammend, dann immer deutlicher, bestimmter die Familie bezeichnend, um deren Interesse es sich handelte! Er sah eine glänzende Zukunft vor sich, und wenn er Herrn von Werben versprach, er werde diesen Prozeß mit eifrigster Hingebung führen, so war seinen Worten der unbedingteste Glauben zu schenken.

Auch hegte dieser, als er die Bescheinigung des Rechtsanwalts über den Empfang der Dokumente in der Seitentasche trug, das vollste Vertrauen zu seiner guten Sache; er steckte sich eine Cigarre an und legte sich behaglich in den Wagen zurück. An einer Waldecke angekommen, ließ er den Wagen halten, stieg aus und schritt einen Fußpfad ins Gehölz; er warf von einem freien Aussichtspunkt aus noch einen Blick auf seinen Wagen, der seiner Weisung zufolge auf der Chaussee weiter fuhr, bis zu der großen Eiche, an der er wieder einsteigen wollte, und auf die Thürme der

Residenz in der Ferne, hinter denen ein schweres Wetter braute. Er trällerte ein Lied in bester Laune, die Hände in den Hosentaschen, und ergöhte sich an dem Spiel zweier Eichfläpchen, die sich auf den Nesten einer Rieseneiche hin- und herjagten.

„Hätt' ich nur meine Jagdflinte," sagte er, „ich wollte ihnen schon das Spiel verderben, wie ich denen in Greifenberg das Spiel verdorben habe.“

Am Kreuzwege fand er den Förster Stromer, der seine graue Mütze mit ehrfurchtsvoller Verneigung abnahm.

„Wie geht's, Stromerchen?" sagte er zutraulich, indem er ihm auf die Schultern klopfte.

„Danke," versetzte der Förster mit finsterner Miene. „Ist die Hochzeit drüben vorüber?"

„Alles unter Dach und Fach, die ganze Ernte eingeheimst . . . haha, wenn nur nicht der Blik in die Scheuer fährt, doch ans Werk . . . es steht ein Wetter am Himmel.“

Der Förster hatte unruhige Tage und Nächte verbracht . . . seine grauen Haare waren fast weiß geworden. Als die Kunde ins Forsthaus gedrungen war, daß Graf Manfred von Waldbach zurückgekehrt sei und sich mit Clarissa verlobt habe, da war er hinausgeeilt in die Nacht und erst nach

Stunden zurückgekehrt, mit verwildertem Bart und Haar. Das Töchterchen, das angstvoll an der Thür stand, flog ihm in die Arme; er küßte es mit den Worten: „Nur Geduld, mein Kind, es wird noch Alles gut werden.“

Er hatte in Schöndorf gute Freunde: den Förster, den Rutscher, den Kammerdiener, und nie hatte er diese Freundschaft mehr gepflegt, als gerade jetzt. Alle Tage saß er drüben und war von Allem unterrichtet. Herrn von Werbens Fahrten nach Waldenbach zum kranken Grafen und zur jungen Braut denn in Schöndorf wußte man davon . . . waren unverdächtig; er berührte dabei nicht die Residenz. Jetzt aber erfolgte die Einladung zur Hochzeit nach Greifenberg und nun begannen seine Pulse zu fiebern. Er war am Vorabend des Hochzeitstages in Schöndorf; Werben traf ihn und bestellte ihn selbst in den Forst wegen der Grenzregulirung; Stromer aber sammelte mit gleichgültiger Miene die wichtigsten Nachrichten ein. Von dem Kammerdiener erfuhr er, daß sich Herr von Werben aus seinem Sekretair die sonst tiefverschlossenen Aktenstücke genommen, von denen er ihm früher gelegentlich einmal gesprochen, und sie unter das Kopfkissen gelegt habe, um sie mor-

gen, nachdem er sie noch einmal genau studirt, in die Stadt mitzunehmen; vom Rutscher erfuhr er, daß er zunächst nach Greifenberg fahren sollte, dann den Wald entlang, wo Herr von Werben die Taxe vornehmen würde, und dann in die Residenz zum Justizrath.

Es war kein Zweifel; kaum war die Hochzeit vorüber, so sollte der Protest gegen das Recht der Greifenbergerin bei Gericht erhoben werden; dann wurden die Geständnisse verlesen, die Unechtheit der Erbin kam ans Licht: Herr von Werben behielt seinen Besitz; aber er, Stromer, war zum Verbrecher gestempelt und versiel für eine fast verjährte That der strafenden Gerechtigkeit.

Das war ihm ein nicht auszudenkender Gedanke; das setzte sein Blut in Wallung, empörte sein Gemüth . . . er dachte seines Kindes, und Thränen traten ihm ins Auge. Als er jetzt Herrn von Werben erblickte, wie dieser so munter und behaglich auf ihn zuschritt, da empfand er ein Gefühl bittersten Hasses gegen den Glücklichen, der ihn ins Verderben stürzte, und als Werbens liebevoll hätschelnde Hand auf ihm ruhte, da sträubte sich gleichsam jede Faser in ihm gegen diese empörende Freundlichkeit.

Werben zog den Plan des Forstes aus der Seitentasche. Dabei entfiel ihm ein Papier mit einem Siegel; es war die Bescheinigung des Rechtsanwaltes. Stromer war es nicht entgangen, er hielt dies Papier für die notariell beglaubigte Urkunde seiner Schuld, welche Werben nachher in der Residenz dem Gericht übergeben wolle.

Sie gingen den Fußpfad durch den Wald, auf dem hin- und wieder ein kleiner, oft versunkener Grashügel die Grenze markirte. Der Förster deutete auf diese kleinen Erhöhungen mit kurzen Worten, mit düsterem Ton: Werben änderte die Linie auf der Karte mit dem Bleistift. Der Weg wurde indeß schwieriger: er ging oft steil bergauf, bergab, hier und dort einen Fernblick durch das Laubwerk gestattend. Man sah das näher rückende Gewitter, den tiefschwarzen Himmel, das Zucken der Blitze.

„Wir müssen uns beeilen,“ sagte Werben, „daß wir die Chaussee erreichen, die sich ja in einer Krümmung um diese Waldberge schlingt.“

„Doch es sind Schluchten dazwischen, die den Weg hemmen,“ versetzte Stromer.

Ein Sturm erhob sich plötzlich, der aufgewirbeltes Laub durch die Lüfte peitschte, Aeste und Zweige



von den Bäumen riß, die ersten Regentropfen den Wanderern ins Gesicht stäubte. Es war unmöglich die Arbeit fortzusetzen; Werben faltete den Plan zusammen und steckte ihn in die Tasche. Die Beiden gingen nebeneinander. Ein greller Blitz zerriß die Wolke und flammte durch den Wald . . . nach kurzer Pause folgte der Donner. Das Wetter war mit seltener Hast näher gekommen.

„Giebt's hier keine Zuflucht?“ fragte Werben.

„Eine kleine Felsengrotte . . . doch es bedarf noch einiger Zeit, ehe wir sie erreichen.“

Sie schritten weiter . . . ein furchtbarer Schlag erschütterte die Luft . . . wie Schwefeldampf entquoll's der Schlucht, in der eine blitzgetroffene Eiche mit gespaltenem Stamm den zerrissenen Wipfel senkte.

„Es ist unheimlich so durchs Wetter zu gehen,“ versetzte Werben, „man glaubt den Blitz mit der Hand fangen zu können.“

„Gnädiger Herr,“ sagte Stromer, „es ist böses Wetter, aber auch sonst eine böse Zeit. Nicht wahr, es ist wohl so weit? Es geht uns jetzt an den Kragen?“

„Ich kann's Euch nicht ersparen,“ erwiderte Herr von Werben; „die Sache muß jetzt vors

Gericht kommen. Es thut mir leid um Euch; doch bedenkt, was man für Euch gethan: die schöne Stelle, das hübsche kleine Vermögen. Ihr habt's gut verwaltet, Stromer? Immer Zinsezinsen dazu legen, da wird das Kleine groß . . . und für Eure Tochter werd' ich sorgen."

"Doch die Ehre, Herr!"

"Das zu erwägen, war damals an der Zeit: jetzt ist es zu spät!"

"Wenn Sie warten könnten, gnädiger Herr . . . noch ein halbes Jahr . . . dann ist die Sache verjährt! Wir sind straffrei, und mag man auch darüber sprechen . . . wir sind nicht entehrt durch einen Spruch des Gesetzes."

"Es geht nicht, Stromerchen, es ist unmöglich! Findet Euch nur drein! Schon jetzt bin ich verpflichtet, alle Besitzungen herauszugeben; die Zeit drängt. Vermeidet nur, von meinem Vater zu sprechen . . . ich will Euer Schweigen Euch später glänzend belohnen, wenn Ihr aus dem Gefängniß entlassen seid."

Werben, der jetzt vorausging, bemerkte nicht das Zucken der Wuth, welches die Züge des Försters entstellte, und die geballte Faust, mit der er ihm drohte.

Nur ein Gedanke erfüllte die Brust des Mannes: der sicheren Strafe zu entgehen und sei es durch ein neues schwereres Verbrechen. Vor ihm hin schritt der Verderber, der einzige, der ein Interesse daran hatte, ihn unglücklich zu machen, seinem armen Töchterchen die traurige Mitgift zu geben, die in der Ehrlosigkeit des Vaters besteht. Die Papiere trug Werben bei sich . . . sie waren mit ihm zugleich der Vernichtung geweiht; Stromer war frei von später Anklage, und seine Schuld blieb ein Geheimniß.

Die alte Schuld . . . aber die neue, schwerere? Gab es hier Zeugen, gab es hier Verdacht? Niemand hatte sie zusammengesehen; Niemand hatte gehört, wie Herr von Werben ihn herbestellte.

Und welch ein willkommener Bundesgenosse war das furchtbare Unwetter! Wie leicht erklärlich war ein Unfall im Sturm . . . Werben war ausgeglitten, verunglückt, man sprach nicht mehr davon.

Stromer rang mit einem furchtbaren Entschluß. Sie traten hinaus auf eine Felsecke, um welche der Orkan mit doppelter Gewalt schnob; hier war ein jäher Absturz; unten rauschte der Bach über spitze Facken und fing in einem schäumenden Wasserfall den Widerschein der Blitze auf.

Ein Weg führte über den Abgrund . . . mehrere Bretter übereinander gelegt, doch ohne Geländer.

„Drüben ist die kleine Grotte,“ sagte Stromer, auf einen von Busch überwachsenen, zerpaltenen Felsen an der anderen Seite des Baches zeigend. „Und Sie wollen uns nicht schonen, gnädiger Herr?“

„Lassen wir das jetzt! Uns Unvermeidliche muß man sich fügen.“

Werben war auf den Steg getreten.

„Rasch hinüber!“

„Es ist ein gefährlicher Weg, den Sie wandeln,“ rief Stromer, und plötzlich mit einem gewaltigen Stoß schleuderte er ihn in den Abgrund.

„So begrab ich das Geheimniß.“

Der gellende Hülfschrei des Opfers verlor sich im Rollen des Donners. Stromer trat zurück von dem Steg . . . noch war sein Werk nur halb vollbracht. Er kannte weiterhin den schlüpfrigen Fußsteg, der in die Schlucht hernieder führte. Unter strömendem Regen, an den Sträuchern sich krampfhaft festhaltend, glitt er den Hang hinunter; dort mußte er von einem Stein zum andern springen, um an den Wasserfall unter dem Steg zu gelangen.

Hier lag Werben regungslos, ein todtter Mann; aus einer schweren Kopfwunde tropfte das Blut in die schäumenden Wellen: ein hervorragender Felszacken hatte ihm das Haupt zerschmettert. Ein Schauer überflog den Mörder, als er die Leiche sah: doch er stieg mitten hinein in die Fluth auf sie zu, aus der Tasche des Rockes nahm er das durchweichte Papier. Triefend aus der Fluth stieg er ans Ufer; er entfaltete das Aktenstück und las und las aus den halbverlöschten Buchstaben . . . die Bescheinigung des Rechtsanwaltes über den Empfang der Aktenstücke. Zu spät . . . zu spät. Ein Mörder um nichts; er brach mit einem lauten Schrei zusammen. Dann wie von Furien gesagt, eilte er unten die pfadlose Schlucht entlang, stolpernd, stürzend, zusammenbrechend, um dann auf weiten Umwegen von der entgegengesetzten Seite die Försterei zu erreichen.

Inzwischen war der Justizrath in die Stadt zurückgekehrt: sein erster Gang war zum Doktor Foller; er mußte dem Freunde doch die überraschende Entdeckung mittheilen, die er gemacht. So unheimlich ihm zuletzt im Schloß Greifenberg zu Muthe gewesen war, wo er der hereinbrechenden Katastrophe so rasch wie möglich aus dem Wege

ging: so behaglich fühlte er sich jetzt im Besitz einer so interessanten Neuigkeit. Es giebt immer das Bewußtsein geistiger Ueberlegenheit, Andere ein Räthsel rathen zu lassen, dessen Lösung man in der Tasche trägt. Schon bei seiner Frau hatte er Glück gemacht mit der pikanten Enthüllung. Die Justizräthin hatte sogar vor Schadenfreude in die Hände geklatscht.

„Köstlich! Köstlich! Der rothe Graf und die falsche Gräfin . . . das paßt ja wunderbar zusammen. Der eine hat in Paris seine Grafenkrone verloren, und die andere hat sie nie beseffen: ein ehelicher Reif mit ausgebrochenen und falschen Diamanten . . . das gönne ich den Greifenberg und Waldenbach! Und diese stolze Clarissa . . . ein Mädchen aus dem Volke, aus der untersten Schicht! Wie die Natur spielt! Herr Doktor Foller mag seinen Darwin begraben. . . das war eine Aristokratin vom reinsten Wasser!“

Den Doktor fand der Justizrath wieder vertieft in seine Studien: aufgeschlagene Folianten mit großen Bildern aus der Thierwelt lagen neben ihm; sie illustrierten den allmäligen Uebergang der Rassen ineinander und die Wandlungen derselben durch Kreuzung. Die Bulldogge und das Bo-

logneserhündchen, der arabische Hengst und die normannische Stute: das war eine merkwürdige Nachkommenschaft, welche auf den Tabellen der Folios abgebildet war.

„Laß jetzt Deine gelehrten Untersuchungen,“ sagte der Justizrath eintretend; „was ich Dir mitzutheilen habe, ist doch weit interessanter.“

Er klappte einige der auf dem Tisch liegenden Bücher mit verächtlicher Miene zu und empfing aus den Händen des Doktors die Freundschaftspfeife, die stets für ihn gestopft an der Wand hing. Nachdem er die erstenzüge gethan und die dicken aufsteigenden Wolken das darüber hängende Bild Darwins verdunkelt hatten, begann er, behaglich weiter qualmend:

„Nathe einmal, was sich in Greifenberg begeben hat?“

„Nun, was weiter? Eine Hochzeit . . . und wenn ich das Horoskop stellen sollte, würde es nicht so ungünstig lauten. Der wilde, etwas verwiterte junge Graf, die fluge, frische Gräfin . . .“

„Laß Deinen verwünschten Darwin aus dem Spiel. Um diese Ehe handelt es sich freilich; es hat sich herausgestellt, daß die sogenannte Comtesse gar keine Greifenbergerin ist.“

„Ich habe stets gesagt, daß sie nicht in diese schläfrige Familie gehört.“

„Freilich, Darwin muß immer Recht haben; alle Welt war aber anderer Ansicht und fand, daß diese stattliche, stolze Person eine geborene Aristokratin sei.“

„Und ist sie das überhaupt nicht?“

„Nicht im geringsten.“

„Da bin ich doch neugierig! Und wem verdankst Du diese Mittheilungen?“

„Herrn von Werben.“

„Sieh, sieh! Was der gute Herr für Intriguen in seinen Händen hält! Doch woher kommt denn das Aukufsei?“

„Laß Dir erzählen! Beglaubigte notarielle Zeugnisse bekunden, daß Clarissa ein untergeschobenes Kind sei; die Thäter dieser That bekennen sich selbst dazu.“

„Das ist doch merkwürdig!“

„Diese Zeugnisse sind unwidersprechlich!“

„Und im Besitze des Herrn von Werben?“

„Das giebt erst den Schlüssel zu allem: das hat mich erst vollkommen überzeugt. Nicht einen kleinen Finger werd' ich jetzt rühren, um irgend einen Paragraphen zu Gunsten der Gräfin Clarissa

mobil zu machen: es wäre vergeblich. Der alte Herr von Werben hat jedenfalls den Schurkenstreich vollbracht und die ihn ausführten, glänzend belohnt . . ."

"Und der Grund?"

"Das Weglebensche Testament! Damals war die eben geborene Tochter des Grafen Greifenberg, die einzige Erbin, welche später einmal durch ihre Vermählung mit einem Waldenbach das Fideikommiß der Werbenschen Familie entreißen konnte. Da hieß es bei Zeiten entscheidende Maßregeln treffen . . . und der alte Werben war ganz der Mann dazu. Er ließ ein anderes Kind unterschieben, behielt die Beweise dafür in Händen, und wenn nun das Unglück passirte, wie jetzt . . . hops Anne Marthe, da lag der Topf! Eine Riete war gezogen worden; das große Loos blieb bei den Werben! Darum hat der lebenswürdige Kammerherr die Liebe zwischen Clarissa und Ottomar so uneigennützig begünstigt; darum sah er ruhig zu, wie Manfred in das Netz der Koketterie gerieth; nur von den Nachgeborenen drohte Gefahr. Paul und Clotilde . . . die waren beide echt! Da galt es zur rechten Zeit dazwischentreten, und es gelang ihm. Er hat,

wie Du mir selbst erzählt, das wilde Mädchen für sich selbst eingefangen."

"Hedwig theilte es mir mit; sie hat es von Ottomar erfahren."

"So bleibt der kluge Diplomat auf der ganzen Linie siegreich," versetzte der Justizrath.

"Und wie sieht es mit den Helfershelfern des Vaters aus?"

Der Justizrath zog seine Briestafche hervor.

"Der eine ist der Förster Stromer."

"Dieser biedere Mann!"

"Die Biedermänner sind die schlimmsten. Nummer zwei: die Hebamme, wie heißt sie doch gleich . . ."

Der Justizrath wandte die Blätter der Briestafche um.

"Ohlen . . . die alte Ohlen, und die dritte, die mit im Geheimniß, deren Kind eben Clarissa ist, die Amme . . . Berger."

Der Justizrath hatte den Namen gleichgültig hingemurmelt; doch der Doctor war von dem halbvernommenen Klang desselben aufgeschreckt worden.

"Wie hieß die Amme?" fragte er aufstehend.

Der Justizrath sah noch einmal in sein Notizbuch: "Berger," wiederholte er dann; "Clarissa ist also ein Fräulein Berger und wahrscheinlich auch

die Tochter eines Fräulein Berger, was ihren Stammbaum nicht gerade verbessert."

Der Justizrath hatte, während er das Notizbuch einsteckte und aus seiner Pfeife einige lebhaftes Züge that, um ihr verlöschendes Leben wiederzuwecken, ganz versäumt, den Doktor näher zu betrachten. Als er zu ihm hinblickte, fand er, daß der alte Herr in großer Erregung die Brille auf die Stirn in die Höhe geschoben hatte und in den zitternden Händen ein Buch von Darwin hielt.

"Was ist mit Dir?" fragte der Justizrath verwundert.

"Berger . . . Berger, hieß die Amme?" versetzte der Doktor.

"Ja," sagte der Justizrath ärgerlich; "der Name scheint Dir sehr zu gefallen, ich kann ihn Dir nicht oft genug wiederholen; ich finde nichts Besonderes darin."

"Und was ist aus ihr geworden?"

"Sie verzog in die Stadt." Der Justizrath nannte den Ort . . . "dort starb sie bald darauf . . ."

Jetzt konnte der Doktor seine Bewegung nicht länger verbergen.

"Und das Alles passirte . . ."

"Clarissa's Alter giebt Datum und Jahreszahl.

Wohin übrigens das Kind gekommen, weiß man nicht."

"Ich aber weiß es," rief jetzt der Doktor, indem er seinen Sekretair aufschloß und aus einem nochmals verschlossenen Fach desselben eine Mappe mit Papieren hervorholte: "Ich war damals zufällig in jener Stadt; man rief mich zur Berger, die schwer erkrankt war . . . sie stand ganz allein in der Welt mit ihrem Kinde. Ihre einzige Freundin, die Hebamme Ohlen . . . richtig Ohlen — jetzt fällt mir auch der Name wieder ein, saß im Gefängniß. Es ging zu Ende mit der armen Person. Die Ehe mit meiner Frau war kinderlos . . . da versprach ich, ihr Töchterchen an Kindesstatt anzunehmen. Sie gab mir diese Papiere und starb getröstet. Ich nahm die Kleine mit zu meiner Frau und fand, als diese gestorben war, in dem Mädchen das Glück und den Trost meines Lebens."

"So wäre Hedwig . . . unmöglich, zeig' her!"

"Die Papiere sind natürlich falsch . . . denn es sind die Papiere der Berger."

"Doch mehr als genügend," rief der Justizrath, der sie mit krampfhafter Hast durchflogen hatte. "Das paßt ja wie die Stücke im Zusammensehspiel; bringt man sie mit jenem Dokument zusammen, so

bleibt kein Zweifel mehr übrig. Alter Geheimnißfrämer . . . das hast Du mir ja nie gesagt, daß das Mädchen nicht Deine Tochter ist."

"Sie weiß es selbst nicht; ich hab' es ihr bis jetzt verschwiegen, ich wollte es ihr für immer verschweigen . . . leider, leider! muß ich jetzt den Schleier lüften; es ist klar, sie ist die Erbin von Greifenberg."

"Nun, um diese Erbschaft ist sie freilich nicht zu beneiden," sagte der Justizrath, behaglich schmunzelnd.

"Doch, sie ist verlobt mit dem Grafen Ottomar . . ."

Jetzt ging dem Justizrath die Pfeife aus: Das machte doch einen zu tiefen Eindruck auf sein für juristische Ueberraschungen nicht unempfindliches Gemüth.

"Das Weglebensche Erbe . . . Wetter, daran hab' ich ja gar nicht gedacht . . . ich gratulire, ich gratulire! Und Herr von Werben überlistet durch die Tücke des Zufalls? Das überlebt er nicht."

Dem Doktor aber war bang und weich ums Herz; ihn peinigte der Gedanke, dem geliebten Mädchen bekennen zu müssen, daß er nicht ihr Vater sei. Zum Fenster hinausblickend, bemerkte

er Hedwig im Garten . . . sie ging mit Ottomar Arm in Arm. Der Graf kam täglich; er hatte seine Wohnung im Hotel der kleinen Residenz genommen; das Glück seiner Liebe erfüllte ihn ganz. Zu dem lustwandelnden Paare trat der Doktor heraus: er habe eine wichtige Mittheilung zu machen. Sie folgten ihm auf sein Zimmer und nahmen Platz auf dem Sopha unter dem Bilde Darwins. „Sie wissen, Herr Graf,“ begann der Doktor in tiefer Erregung, „daß ich Ihnen ein Geheimniß anvertraut habe, das ich Sie hat, auch ihrer Braut nicht entdecken zu wollen. Jetzt sind Umstände eingetreten, die mich zwingen, auch Hedwig ins Geheimniß zu ziehen. So erfahre denn, Hedwig . . . Du bist nicht meine Tochter!“ Der Doktor sagte dies mit zitternder Stimme, indem er die Arme ausbreitete, um sie ans Herz zu schließen. Ein Ausdruck schmerzlicher Ueberraschung flog über ihre Züge; sie preßte die Hand ans Herz; dann sprang sie auf und eilte in des Vaters offene Arme.

Nach einer Pause sagte sie dann:

„Thöricht, daß ich erschraß . . . ich bin und bleibe Dir doch ewig in Dank und Liebe verbunden. Was hab' ich in der Welt als Dich . . . und Ottomar!“

„Dem Grafen kam's vor, als werfe sie ihm einen zweifelnden Blick zu, als könne diese Enthüllung zwischen sie und ihn treten; er beeilte sich daher, ihr tröstend zuzusprechen:

„Das Alles ändert nichts an unserer Liebe. Woher Du auch stammen magst: ich habe Dich zur Lebensgefährtin erwählt, und so wird es bleiben. Es ist ja möglich, daß das Schicksal Deine Wiege in die niedrigste Hütte gestellt hat . . . gleichviel . . . über dieser Hütte stand der Stern, der meinem Leben strahlen soll.“

„Sie irren, Herr Graf, wie ich mich geirrt habe. Hedwig ist Ihnen vollkommen ebenbürtig. Der Zufall hat schändliche Intriguen enthüllt. Die junge Comteß von Greifenberg, Ihres Bruders Frau, ist ein untergeschobenes Kind; die wahre Tochter jenes Hauses steht vor Ihnen, es ist Hedwig.“

„Unmöglich,“ sagte Ottomar.

„Ich kann's bestätigen,“ versetzte der Justizrath, indem er dem freudig überraschten jungen Grafen das ganze Gewebe der Intrigue auseinanderlegte, durch welche die Familie Werben sich ihr Fideikommiß zu sichern gesucht, von den beweiskräftigen Dokumenten sprach, die er gelesen, und von den nicht minder beweiskräftigen Papieren in der Hand

des Doktors. Ottomar war vollkommen überzeugt. Das große und glänzende Glück, das er verschmäht, war ihm so über Nacht ins Haus geschlichen; er hatte nie darum gebuhlt, er brauchte es nicht zurückzuweisen, und aller Zwist in der Familie erlosch, da er seinem Vater die ebenbürtige Braut zuführen konnte. Glänzend lag das Leben, voll schönster Verheißungen seine Laufbahn vor ihm da, und das Uebermaß des Glückes verkümmerte nur der Gedanke an Clarissa und den Bruder, für die er auf einmal ein tiefes Mitgefühl empfand; doch er wollte nach Kräften auch ihnen die Heimstücke des Schicksals auszugleichen suchen.

Es war ein schöner Abend, der hier im engen Kreise gefeiert wurde von den Hochbegünstigten, denen die verschwenderische Glücksgöttin zugleich das äußere und innere Glück gewährt hatte.

Am nächsten Abend war die Residenz in höchster Erregung. Die Kunde von Manfreds Selbstmord, von dem räthselhaften Tod des Herrn von Werben war in alle Kreise gedrungen . . . überall herrschte grenzenlose Bestürzung. Die Gerichte waren in voller Thätigkeit. Der Justizrath hatte Audienz bei dem Justizminister; er gab ihm einen eingehenden Bericht über den Zusammenhang der Ereignisse,

wobei nur Werbens Tod unerklärt blieb. Der Rechtsanwalt des Nachbarstädtchens wurde augenblicklich in die Residenz befohlen.

Am schwersten war der alte Graf betroffen. Daß er sich in Mariam so grenzenlos getäuscht, konnte er nicht verschmerzen; gleichwohl konnte er nicht leben ohne sie; sein Dasein hatte allen Glanz verloren, jede Freude, jede Hoffnung; er verkümmerte sichtlich. Da traf ihn die Nachricht von Manfreds Tod und versetzte ihn in furchtbare Erregung; er machte sich die bittersten Vorwürfe, klagte sich selbst als den Mörder an . . . ein Schlaganfall war die Folge dieser inneren Erschütterung. Fast ganz gelähmt lag er auf dem Schmerzenslager; nur ein später Schimmer der Freude verklärte noch ein verwüstetes Leben: Ottomar führte die Comteß Hedwig an sein Sterbebette. Ein Wunsch war ihm noch in Erfüllung gegangen: der Glanz seines Hauses gesichert. Bald darauf verschied er.

Sechstes Kapitel.

Nach einem Lusttrum.

Wieder lag ein milder Abendsonnenschein auf den Ginnen des Schlosses Waldenbach und den Wipfeln des Thalparks; durch das Gezweig glüherten die goldenen Lichter, und die Vögel sangen dasselbe Lied, das sie jahraus, jahrein gesungen, gleichgiltig, ob es in den Herzen der Vorüberwandelnden ein gänzlich anderes Echo wecke, ob dort nicht längst die Hoffnung durch die Erinnerung abgelöst oder durch eine schöne Gegenwart erfüllt worden sei.

Es waren seit den letzten Vorgängen fünf Sommer vergangen: ein kleinerer Knabe und noch ein kleineres Mädchen spielten auf einem Rondell im Park unter der Aufsicht einer Gouvernante und Bonne. In der ersteren vermochte man unschwer Miß Betty zu erkennen, welche den Verwüstungen

der Zeit mit Hülfe ihrer Schminktöpfchen flegreich Troß geboten hatte. Sie war jetzt in der glücklichen Lage, ihre pädagogischen Maximen bei einem blutjungen Geschlecht in Anwendung bringen und den stolzen Bau ihrer Erziehung auf einem früh gelegten Fundamente errichten zu können; sie beschränkte sich zunächst freilich darauf, die Bonne durch den Schatz ihrer langjährigen Erfahrungen zu bereichern und sie in die Geheimnisse einer Kunst einweihen, welcher die ganze Menschheit eine schönere Zukunft verdanken soll. Die Bonne hörte aufmerksam zu; nichts unterbrach anfangs den feierlichen Vortrag als das Klirren ihrer Stricknadeln. Bald indeß wurde derselbe empfindlicher durch das Geschrei des kleinen Knaben gestört, welcher beim Spiel mit dem Schwesterchen hingestürzt war . . . und es fehlte nicht viel, so hätte er sich am Gitter des einen Denkmals, welches das Rondell schmückte, schwer den Kopf verletzt.

Während die Bonne damit beschäftigt war, den Kleinen aufzuheben und zu beruhigen, meinte Miß Betty, indem sie die stolzen Worte mit einer imposanten Geberde begleitete:

„Man muß das klägliche Thun der Kinder, ihre Hingebung an jedes kleines Wehgefühl nicht

ermuthigen. Die Zeit ist ernst . . . wir brauchen Männer!"

Dann wandte sie sich indeß dem Knäbchen zu, küßte und hätschelte dasselbe, gab ihm Zucker und Chokoladenplätzchen und trug es hin und her von einem Denkmal des Rondells zum andern. Es standen hier zwei umgitterte Monumente einander gegenüber, deren Marmor aus einem reichen Blumenflor emporragte.

Inzwischen kamen Arm in Arm der Schloßherr und die Dame vom Schloß, beide frisch, blühend von Gesundheit und vom Vollgefühl des Glückes; hinter ihnen ging der Gärtner einher mit Guirlanden von Cyressen und Kränzen von Trauerrosen.

Ottomar schloß das Gitter des einen Monumentes auf. Hedwig gab den Kinderchen kleine Kränze, mit denen sie das für sie erreichbare Postament des Denkmals schmücken sollten, das bald von Guirlanden und Kränzen fast bedeckt war. Der rothe Schein der Abendsonne ruhte darauf und auf der Gruppe, die umherstand in feierlichem Schweigen . . . Ottomar nahm seine beiden Kinderchen auf den Arm: „Es ist heute der Gedenktag des Onkels Manfred: sein Todestag; auch Ihr sollt ihn zeitlebens feiern.“

Eine Thräne stand in seinem Auge, als er mit Hedwig die Stätte verließ, nachdem auch das gegenüberstehende Monument des alten Grafen mit einem Cypressenfranz geschmückt worden war.

„Nichts schmerzlicher,“ sagte er, „als den Todten eine allzuspäte Sühne zu gewähren. Viel hab' ich gefehlt, doch die bittersten Vorwürfe verfolgen mich nur, wenn ich Manfreds gedenke. Was anders war sein Verbrechen als allzuheißes Blut, zu glühende Phantasie, der Wahnsinn falscher Theorien, für die er mit Heldenmuth eintrat? . . Die Welt mochte ihn verdammen, ich, der Bruder, hatte kein Recht dazu. Ich hab es gethan mit einer Leidenschaftlichkeit, die ich bereue; unsere Begegnung in Paris führte mich bis dicht an den Brudermord . . . und auch damals war ich im Unrecht. Er ließ mich ins Gefängniß werfen; doch auch er war's, der mich wieder befreite. Das hat mir Pigeon bestätigt, der es von einem flüchtigen Mitglied der Commune erfahren. Gleichwohl mied ich ihn hier und errettete ihn nicht von der Sirene Clarissa . . . da gab er sich den Tod, ehe ich ihm die Hand zur Versöhnung reichen konnte. Unwiderruflich ist das einmal Geschehene; doch wer eine Schuld gegen einen Todten im Herzen trägt . . .“

„Du bist zu gewissenhaft,“ sagte Hedwig . . .

„Die Verkettungen des Lebens sind so mannigfaltig, daß Niemand die Geistesgegenwart besitzt, um sie alle zur rechten Zeit würdig zu lösen. Doch wo nur der Vater bleibt? Wie freue ich mich, ihn wiederzusehen! Es sind schon drei Monate verflossen, seit er nach Paris reiste.“

„Er hat Recht, die Weltstadt einmal in aller Ruhe zu studiren und zu genießen.“

„Doch auf heute Abend hat er sich bei uns angemeldet in dem Schreiben, in dem er uns den Tag seiner Rückkehr anzeigte.“

An einem schattigen Plätzchen unter einer Rieseneiche, welche ihre knorrigen Aeste weit hinausstreckte, wurde ein bescheidener Abendtisch gedeckt. Die Sonne ging unter . . . ein blutrother Schein, den der durchschimmernde West warf, glomm an den Buchenstämmen, und die gezackten Eichenblätter rötheten sich herbstlich. Die Kinder kamen und sagten Vater und Mutter gute Nacht.

Hedwig sah mit Spannung empor zu dem Geländer der Fahrstraße oben auf dem Schloßberg, wo sie den Wagen zu erblicken hoffte, in dem der geliebte Vater zu ihr zurückkehrte. Doch es wurde immer dunkler . . . Bediente brachten einige Wind-

lichter . . . aus dem Gezweig huschten die kleinen Nachtgeister der Natur . . . auch stechende Mücken machten sich bemerklich.

„Plagegeister der Sommerabende," sagte Ottomar, „so geht es auch im Leben. Immer noch kleine Stiche des Schicksals, wenn uns im Ganzen und Großen auch Glück und Frieden umfängt. Die Sorge für die Andern läßt uns nicht zur Ruhe kommen."

„Der arme Paul," sagte Hedwig seufzend.

„Und ist die Schwester nicht ebenso bedauernswerth," versetzte Ottomar; „es war eben ein Unglück, daß sie sich doch noch gefunden hatten."

„Clarissa," versetzte Hedwig, „hat mir heute wieder geschrieben, sie schreibt mir stets an Manfreds Todestage. Es war ein vernichtender Schlag für sie; denn sie fühlt es wohl, daß sie allein die Schuld an seinem Untergang trägt. Ihr grenzenloser Eigennuß, ihre Liebesheuchelei . . ."

„Wie geht es ihr?" fragte Ottomar . . .

„Eine dumpfe Resignation spricht aus allen Briefen; sie erfüllt dabei ihre Pflichten als Diakonissin mit der Pünktlichkeit eines aufgezogenen Uhrwerks; aber ihr inneres Leben ist erloschen.

So viele begrabene Lebenshoffnungen! O, es giebt Menschen genug, die wie Schatten unter den Lebenden wandeln. Clarissa gehört zu dieser Schaar. Geboren für Hoheit und Prunk, glänzend angelegt in ihrem ganzen Wesen, muß sie jetzt unbeachtet im Dunkel verglimmen bei alltäglichem Tagewerk. Sie thut Buße; doch sie eignet sich nicht einmal zur Diaconissin, denn sie hat kein Herz."

Nicht ohne Wehmuth dachte Ottomar des stolzen, klugen Mädchens, welches ein heimtückisches Schicksal vom tarpejischen Felsen stürzte, als sie schon an der Schwelle des Kapitols zu stehen glaubte.

Da ertönten Schritte . . . nicht lange, so lag Hedwig im Arme des alten Doktors.

"Ich wollte Euch überraschen, Kinder," sagte dieser; "ich bin drüben ins Thal hinabgestiegen und zu Fuß hierhergepilgert."

"Wie wohl Du aussiehst, Vater!"

"Ja, der Verkehr mit den Menschen hält frisch, wenn man sich so im Sturm und Drang der großen Weltstädte bewegt."

Der alte Foller war in der That frischer als sonst in seinem ganzen Wesen; er freute sich des Wiedersehens mit Hedwig, die er noch immer als seine Tochter betrachtete, und konnte nicht müde

werden, die liebreizende, junge Gräfin immer von Neuem zu betrachten.

Nachdem er sich an Speise und Trank erquickt, an den besten Weinen, welche Ottomar herbeiholen ließ, lehnte er sich behaglich auf seinen Rasensitz an den Stamm der alten Eiche, rückte die Brille sich zurecht und begann von Paris zu erzählen.

„Eine merkwürdige Stadt. Jetzt herrscht dort Ruhe und Frieden; aber ich glaube fast, die Herren Franzosen langweilen sich jetzt; die Männer des Tages sind weder bedeutend noch amüsant genug, und sie brauchen dort immer einen Ausfluß für die bösen Säfte, mag dieser nun Empire oder Kommune heißen. Im Uebrigen habe ich Alles nachgeholt, was ich damals versäumen mußte, und noch fleißiger als früher alle Spitäler besucht.“

„Für uns andere Sterbliche wäre das kein sonderlich Vergnügen,“ versetzte Ottomar lächelnd.

„Für uns Mediciner natürlich das größte auf der Welt! Es ist erstaunlich, welche interessanten Raritäten und Spielarten von Krankheiten man dort findet! Das ist ja das Geheimniß des Lebens, daß es in der Welt überhaupt nichts Festes giebt, Alles sich in beständigem Fluß, in fortwährenden Uebergängen befindet. Auch giebt es in den Spi-

tälern manche interessante Kranke, mit merkwürdigen Lebensschicksalen; es ist die letzte Station. Freilich, diese Eindrücke sind oft sehr tragischer Art . . ."

„Und Du hast auch einen solchen Roman im Spital gefunden?"

„Gewiß," sagte der Doktor, eine düstere Miene annehmend, „ich traf dort in der Salpetrière eine alte Bekannte."

„Da bin ich doch neugierig," warf Hedwig ein.

„Nun, niemand anders als die Baronin Satori."

„Auf dem Krankenlager?" fragte Hedwig mitleidig.

„Erzählen Sie," versetzte Ottomar, „es scheint, daß die Nemesis nicht immer schläft."

„Kam hätte ich sie wiedererkannt, so verwüstet waren ihre Züge, ihre Augen verquollen, gläsern, verworren ihr blondes Haar, das jeden Schimmer eingebüßt hatte und in strohgelben Strähnen auf dem Kopfkissen lag; doch sie erkannte mich und rief meinen Namen mit erloschener Stimme. Ich trat an ihr Bett; sie hielt mich krampfhaft fest; ich mußte den Arzt, der mich umherführte, ersuchen, mir hier ein längeres Verweilen zu gönnen; sie fragte mich nach Euch und Waldenbach, doch

ganz unbekümmert um mich gab sie ihrem Haß gegen Ottomar maßlosen Ausdruck; sie verwünschte, versuchte ihn. Ebenso verwünschte sie jenen Pigeon, der sie verrathen und den Ihr hier mit einer beträchtlichen Geldsumme belohnt hatte. Es gewährte ihr einige Beruhigung, daß sich der Schurke seinen Pariser Besitz damit doch nicht erhalten konnte, daß er mit Hilfe dieses Geldes nur vermochte, in London seine Existenz als Flüchtling zu fristen.

„Wenn ihr irgend etwas in ihrem Elend Freude und Trost war, so war's das stolze Bewußtsein, jetzt nicht mehr der Heuchelei zu bedürfen, sondern allen Dämonen freien Lauf lassen zu können, die aus dem Abgrund ihres verworfenen Gemüths emporstiegen. Und dennoch hielt sie inne in dem Delirium ihres Hasses; sie fürchtete mich zu verschrecken, und als ich Miene machte, sie zu verlassen, da hob sie flehend die Hände, und sie fand den sanften Ton wieder, durch den sie zeitlebens so viele getäuscht hatte.“

„Und Du bleibst?“ fragte Hedwig.

„Nicht aus Mitleid, ich muß es leider bekennen, nur aus Neugierde, die sie auch alsbald befriedigte; denn sie erzählte mir ihre Lebensschicksale mit leiser umflorter Stimme, und oft unter-

brach sie mit einem krampfhaften Schluchzen ihren Bericht. Als sie den Grafen verlassen mußte, der sich vor ihr entsetzte, nachdem er alle ihre Trebelthaten erfahren, ließ sie ihre Villa verkaufen, und der Erlös setzte sie in den Stand, in Paris eine Zeitlang ein glänzendes Leben zu führen. Einen Theil ihres Vermögens brachte sie in verschwenderischer Weise durch; den Rest verlor sie durch ein empfindliches Mißgeschick. Sie machte die Bekanntschaft eines russischen Fürsten, welcher ihrem Geld- und Ehrgeiz ein neues Ziel steckte; er hatte weit ausgedehnte Besitzungen in Polhynien und zählte noch immer in runden an Nullen reichen Summen die Seelen der Leibeigenen vor, die ihm früher gehört hatten.

„Sie freute sich, ihn in ihren Netzen gefangen zu haben; doch es war nur ein kurzer Raub. Der vermeintliche Fürst war ein Betrüger und Schwindler, welcher durch Abenteuer und Verlobungen vermögende Damen um ihr Geld zu bringen suchte. Sonst begnügte er sich damit, durch allmählig steigende Vorschüsse die Kasse seiner Geliebten zu erleichtern; doch darauf hatte er bei Mariam wenig Aussicht; ihren Geiz, ihre Hartherzigkeit in Geldsachen hatte er nur zu bald erkannt. Hier mußte

er kühner und energischer zu Werke gehen; er verschwand eines Tages mit ihrer Kassette, ihren Werthpapieren und allen ihren Juwelen und Kostbarkeiten, und es war nicht gelungen, dem vielgewandten Betrüger, der mit der glänzendsten, gesellschaftlichen Repräsentation unter einem neuen falschen Namen irgendwo die fashionabelsten Kreise unsicher machte, auf die Spur zu kommen. Armuth war ihr fremd, ungewohnt, unerträglich; sie sank immer tiefer, sie gehörte zu den Tänzerinnen des Jardin Mabille . . . und das Spital war das Ende; denn ich sah . . . sie ist dem Tod verfallen; das leise Achselzucken des Arztes, der mich wieder aufsuchte, ließ mir keinen Zweifel darüber."

"Man kann doch bei solchen verlorenen Existenzen, so groß auch ihre Schuld sein mag, nicht ein Gefühl tiefer Trauer unterdrücken."

"Gewiß," sagte der Arzt nach diesen Worten Hedwigs, "Erbarmen ist schon Christenpflicht: wir aber, die wir an die Unerbittlichkeit des Naturgesetzes glauben, das den Charakteren keine Wandlungen gestattet, wir erblicken in solchem Verhängniß nur den letzten unabwendbaren Schluß einer langen Kette von Nöthigungen des angeborenen Wesens: wer will ihnen ein Ziel setzen, eine Schranke? Jeder

geht an seiner Mitgift zu Grunde, die einen an der Schwindsucht, die andern an der Heimtücke ihres Charakters, die einen an einem Gehirnfehler, die anderen an Geldgier und Ueppigkeit. Der Mensch gehört einmal zur Naturgeschichte, und die ganze Moral ist nichts als Physiologie."

"Darüber werden wir nimmer einig werden," versetzte Ottomar.

"Und doch . . . lieben Kinder," fuhr der Doktor fort, „wenn nur nicht Alles so beweiskräftig wäre für diesen unwidersprechlichen Zwang der Natur! Eine andere schmerzliche Begegnung in Paris . . . ich kann's Euch nicht ersparen. Im kleinen Chalet des Sees im Bois de Boulogne, wo ich mich an der reizenden Idylle nach dem Lärm der Weltstadt erquicken wollte, sah ich ein junges Paar am Ufer des Sees sitzen . . . sie sahen nicht glücklich aus, sondern schwermüthig: es waren Hugo und Clotilde."

"O, erzähle, Du hast sie gesprochen?" sagte Hedwig rasch.

Ottomar legte nachdenklich die Cigarre bei Seite.

"Ich habe sie gesprochen; ich hörte Clotildens Beichte. Hugo wurde ungeduldig über meine Vor-

würfe, entfernte sich und ruderte in einem Rahn über den Teich. Alles hat sie mir gestanden, die junge, unglückliche Frau, mit der lebenswürdigen Offenheit, die ihr eigen ist. Nach Werbens räthselhaftem Tod war sie in eine Melancholie verfallen, die ihre ganze Munterkeit lähmte. Sie hatte nur einen Gedanken, den Mörder zu entdecken. Doch ist dies weder ihr noch der Justiz gelungen. Verdächtig war der Förster Stromer, der sich bald darauf das Leben nahm, als er wegen der Kindesunterschlebung, die der Rechtsanwalt angezeigt hatte, vor Gericht gezogen werden sollte. Doch es blieb bei dem Verdacht, der Beweis ist nie geführt worden. Nach einem Jahr tiefer Trauer wurde Clotilde von neuer Lebenslust erfaßt, und was das Wunderbarste ist, sie verliebte sich, wie sie sagte, aus Laune, aus Caprice in ihren schläfrigen Better Paul, der in der That viele lebenswürdige und ehrenhafte Seiten hat. Ein schönes Gut aus dem Wegleben'schen Erbe gaben Sie, lieber Schwiegersohn, edelmüthig dem jungen Paar zur Mitgift. Die Verhältnisse in Greifenberg wurden wieder arrangirt; nichts fehlte ihnen zum Glück. Da kam der verwünschte Doctor Hugo, der inzwischen Privatdozent geworden war, mit seiner unverwüsthlichen Neigung, Romane zu

erleben, eroberte sich das Herz der jungen Frau, die sich bereits grenzenlos gelangweilt fühlte, und entführte sie nach Paris. Das wißt Ihr Alles; aber von Clotilde erzählt, machte dies Alles einen so wehmüthigen Eindruck."

"Meine Schwester hat unserer Familie Schande gemacht," versetzte Ottomar; "ich bedauere sie, doch ich kann's ihr nimmer verzeihen."

"Ist sie nicht eine schöne, frische, liebenswürdige Natur? Ist Paul nicht ein Gentleman in des Wortes echtester Bedeutung? Doch sie hat das wilde Blut der Waldbach in sich, das ihr nicht Ruhe gönnt, das sie im Taumel durch das Leben dahinstürmen läßt . . . an diesem Erbtheil ist der hochbegabte Manfred zu Grunde gegangen, dem ich an seinem heutigen Gedenktage eine Libation weihe. Und wenn Graf Paul jetzt wieder einsame Zwiesprache mit seinen Sternen hält, wenn das kurze Glück, das ihm lächelte, ihm wieder entschwunden ist: ist nicht die Trockenheit und Schläfrigkeit daran schuld, die ein altes Erbtheil der Greifenberger ist und die noch durch die mütterliche Erbschaft bei ihm verstärkt wurde? Das Alles ist klar wie das Tageslicht! Wer dies bestreitet, der bewegt sich in jenem Dämmerchein der Romantik, wie ihn jetzt

der aufgehende Mond über die verschmelzenden Baumgruppen ergießt! Die Erbschaft des Blutes ist Alles, . . . der Anfang und das Ende aller Moral, das A und D des menschlichen Lebens!"

Da erhob sich Ottomar, und seine Hedwig ans Herz schließend sagte er:

"So schweift Ihr in die Ferne, Ihr Weisen, und seht das nächste nicht. Bin ich nicht ein Waldenbach, ist Hedwig nicht eine Greifenberg? Doch sie ist schon früh aus ertödtenden Kreisen herausgetreten in das Reich freier Bildung und mich hat des Lebens Schule umgewandelt. Es liegt in uns selbst die Kraft der Abwehr und Umkehr . . . und wir können jenes Erbe vernichten. Wohl gehören günstige Sterne dazu, die nicht Allen scheinen: dann aber versinken die Dämonen hinter uns, und das große gemeinsame Erbe der Menschheit, die Erbschaft des Geistes, besiegt die Erbschaft des Blutes."

Er drückte einen feurigen Kuß auf Hedwigs Lippen. Voll war der Mond emporgestiegen und ergoß sein verklärendes Licht auf die Häupter der Glücklichen.

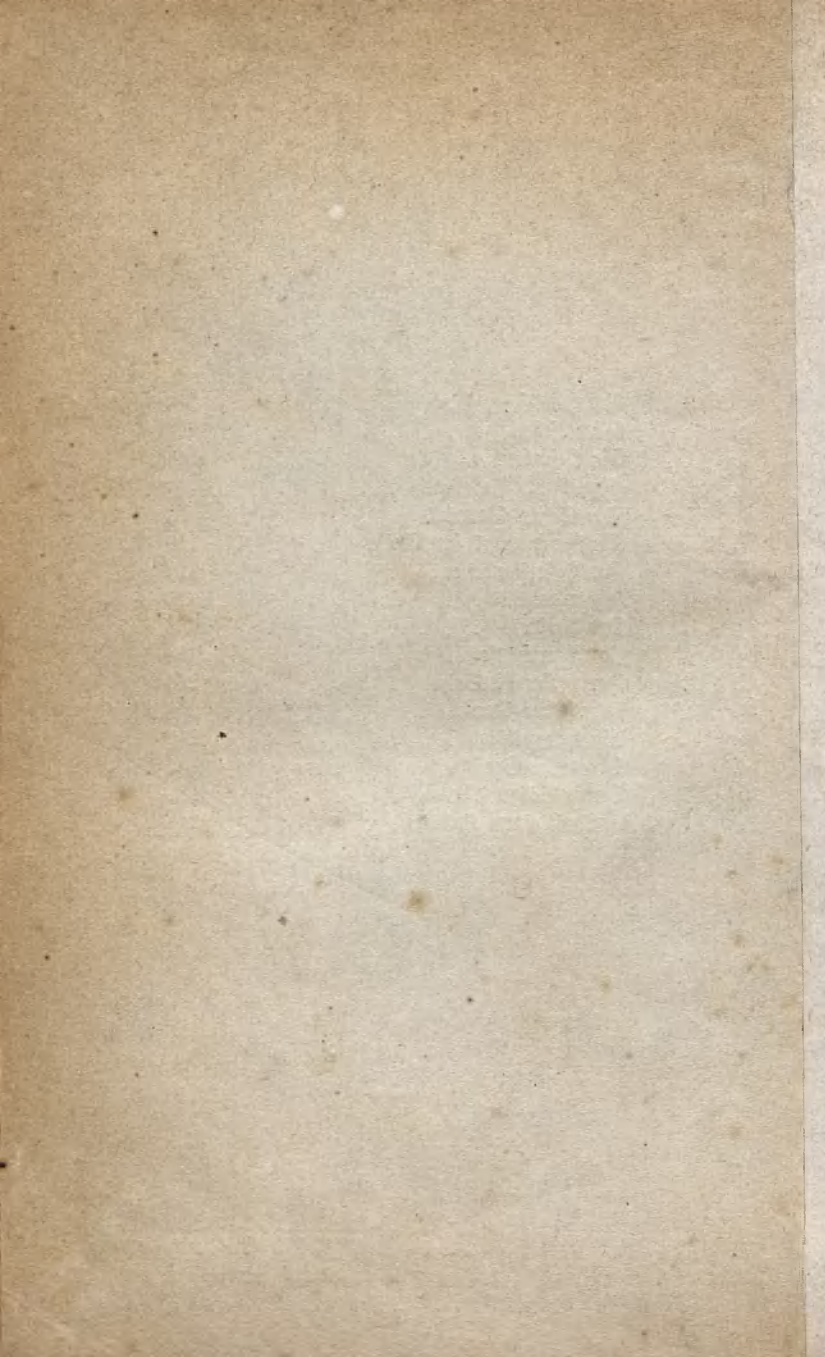
E n d e.

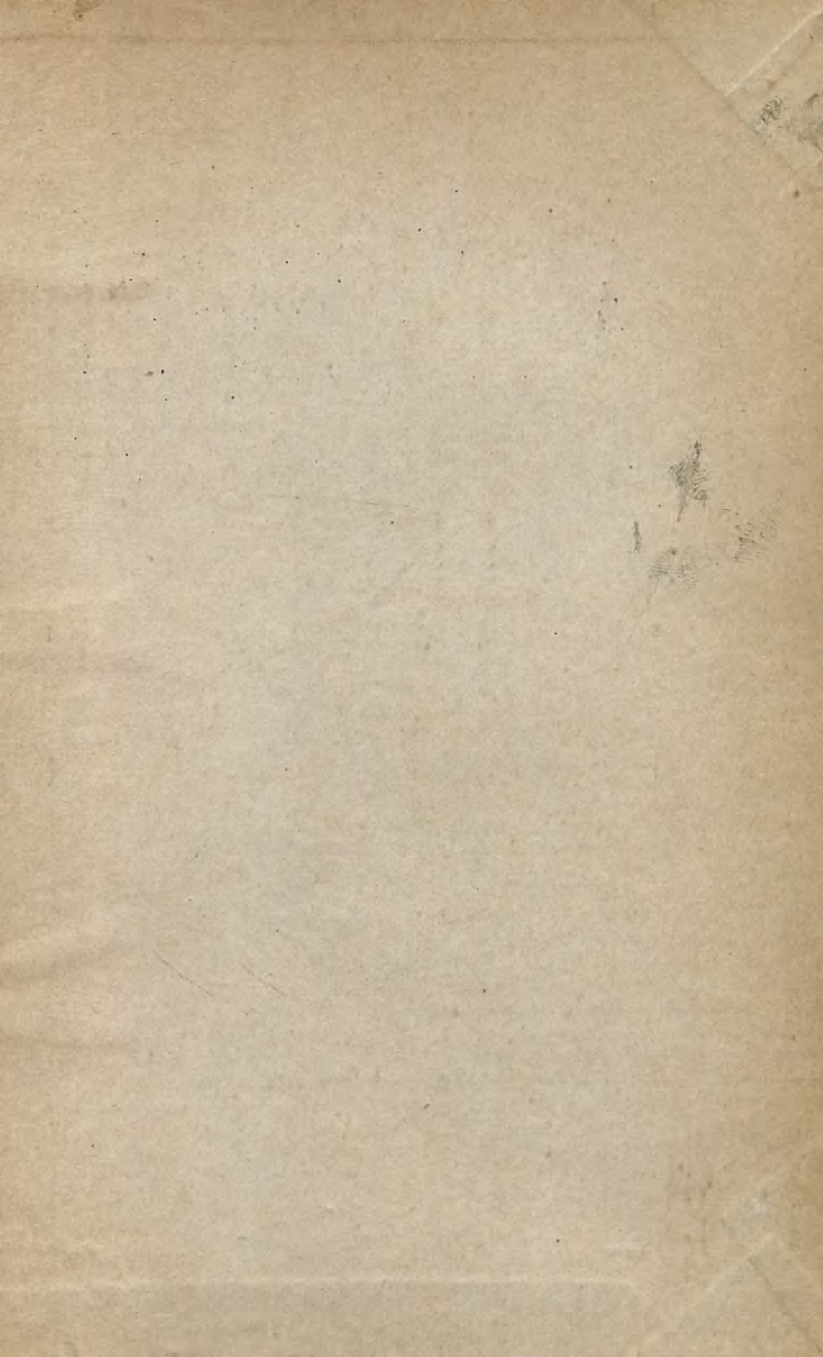


Berliner Buchdruckerei-Vetten-Gesellschaft
Setzerinnenschule des Lette-Vereins.

Inhalt des dritten Bandes.

	Seite
1 Kapitel. Am häuslichen Herd	1
2. " Wiedersehen	26
3. " Ein Leseabend	41
4. " Piquet und Federball	62
5. " Der Segen Darwins	82
6. " Ein Rendezvous im Walde	110
7. " Ein Auferstandener	122
8. " Below-stairs	143
9. " Der Rechte	166
10. " Im Vaterhause	188
11. " Der verlorene Sohn	204
12. " Schach der Dame	226
13. " Ein Hochzeitstag	240
14. " Der rothe Graf	281
15. " Verunglückt	294
Letztes Kapitel. Nach einem Lusttrum	318





Bz 24389

Biblioteka Śląska w Katowicach

Id: 0030000916422



I 755845/3

SL

NARODOWY

ZASÓB

BIBLIOTECZNY